

Magazin des Soldaten

HEFT 11 • NOVEMBER 1968 • PREIS 1 MARK



Illustrationen: Harri Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH

Mit Manfred saß ich im Stadtkaffee bei einem Bier. Es war nicht viel los. Wir sahen uns um, ob nicht etwas Ansehenswertes herumsaß, aber es saß nichts dergleichen herum, bloß in dem Moment drehte sich die Drehtür und spie erst einen alten Knacker von so um die fünfzig aus und dann eine ganz schicke schwarze Biene mit großen Kulleraugen und einem Strickkleid mit allerlei drin.

Wir behielten die beiden genau im Visier, vor allen Dingen die Schwarze, die sich bei dem Alten einhängte und ihm schöne Augen machte, was uns sehr verdroß, denn der Mann hatte wirklich nichts Attraktives an sich, auch nicht von der Nähe betrachtet, wozu wir Gelegenheit bekamen, weil der Mann mit der schwarzen Biene am Arm genau unseren Nebentisch ansteuerte und sich hinsetzte, nachdem er ihr den Stuhl hingerückt hatte, was wir uns gleich merkten, weil das offenbar der Gipfel der Höflichkeit einer Dame gegenüber ist. Nun hatten wir die schicke Schwarze direkt vor uns im Profil, und das Strickkleid war verdammt hauteng, so daß wir das Bier vergaßen und immerzu hinüberstarrten und überlegten, wie wir Verbindung kriegen könnten, bloß daß der Alte uns genau gegenübersaß und alle unsere Blicke abfing und grinste wie ein Honigkuchenpferd, und in dem Grinsen war ein so aufreizender Besitzerstolz, daß man als junger Mensch einfach wütend werden mußte über so viel Egoismus.

Aber da kam noch hinzu, daß ich mit Manfred keine taktischen Gespräche führen konnte, weil wir in Flüsterhörweite saßen, und wir sind ja nicht im D-Zug durch die Kinderstube gerast, daß wir uns über fremde Leute so unterhalten, daß sie es hören müssen, vielleicht noch mit dem Finger auf sie zeigen, das fehlte noch.

Da fiel mir ein, daß wir doch Funker sind, und wozu ist man Funker, wenn man das nicht auch einmal privat nutzen sollte, sagte ich mir, und dann ließ ich meine Augen von der Schwarzen und guckte Manfred an, der mich auch gleich verstand, weil ich ihm zuzwinkerte, er solle doch mal aufpassen, was ich da mit der Faust kurz und lang, Punkt und Strich auf den Tisch klopfte.

Ich klopfte: „Adler Zwei, hier Adler Eins, möchte wissen, ob der Alte ihr Freund ist oder ihr Mann oder ihr Vater“, und Manfred klopfte zurück: „Adler Eins, hier Adler Zwei, habe verstanden, hoffe der Alte geht bald und kommt nicht wieder, dann kriegen wir's garantiert 'raus“, und wie ich nun nicke und ganz beiläufig wieder den Nebentisch anpeile, sehe ich doch, wie der Alte plötzlich auch anfängt zu klopfen. Ich stoße Manfred an, und wir lesen mit: „Adler Drei an Adler Eins und Adler Zwei, habe auch verstanden, der Alte ist ihr Vater und geht vorläufig nicht. Schmidt, Major der Reserve.“

S. W.

Hubschrauber-Nachtlandung

POSTSACK

Keine schwierige Mathematik

Ich war Soldat auf Zeit und vor meiner Dienstzeit beim Fernmeldeamt beschäftigt; nach der Entlassung wechselte ich die Arbeitsstelle. Zählt meine Armeezeit im ehemaligen oder im neuen Betrieb?

Unterfeldwebel d. R.
Walter, Trebbichau

Die Dauer des aktiven Wehrdienstes ist auf die Zeit der Zugehörigkeit zu dem Betrieb anzurechnen, in dem Sie nach Ihrer Entlassung Ihre Arbeit aufnahmen.

Herzensangelegenheit

Zur Buchbesprechung im Juli-Heft auf Seite 53: Selten so gelacht! Zackiger NVA-a. D.-Major pariert Herzattacke durch Übernahme nervenzerfetzender zivilistischer Funktion und bringt verschiedene Bauern auf Vordermann. Herz- und Kreislauferkrankte vom Rezept toll bejeistert! Von Witzseite in AR noch nie enttäuscht jewesen. Weiter so, Autorin Barbara! Sowohl von den Herzkrankheiten als auch von unseren tüchtigen Genossenschaftsbauern habe ich eigentlich andere Vorstellungen.

Kapitänleutnant d. R.
Brandenburger, Wolgast

Fachrichtung: mot. Schützen

Gibt es in der NVA eine Offiziersschule für Luftlandetruppen, und wo befindet sie sich?

Andreas Meyer,
Karl-Marx-Stadt

Nein. Wohl aber gibt es in Löbau die Offiziersschule der Landstreitkräfte, auf der u. a. auch Fallschirmjäger-Offiziere ausgebildet werden.

Das Dutzend muß vollgemacht werden

Als ich mich entschloß, Berufssoldat zu werden, betrug die Verpflichtungszeit zwölf Jahre. Später wurde sie auf 10 Jahre herabgesetzt. Ich hätte gern gewußt, ob diese neue Anordnung für alle Berufssoldaten zutrifft.

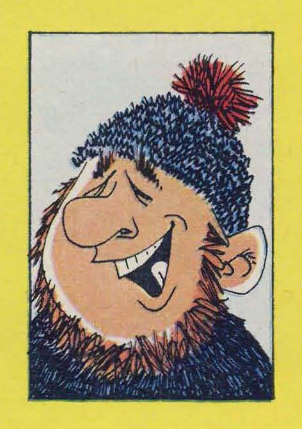
Feldwebel Jager,
Schenkendorf

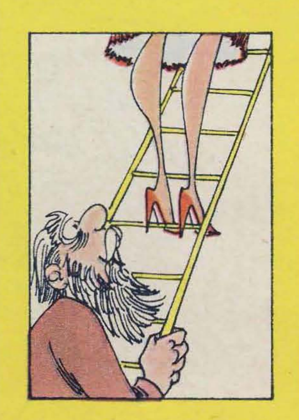
Verpflichtung bleibt Verpflichtung; die zwölf Jahre müssen also eingehalten werden.

Der neuralgische Punkt

Warum gibt es in der NVA so viele „Kann"-Bestimmungen? Soldat Lehner, Eisenach

Bei einem so komplizierten Mechanismus, wie ihn nun einmal unsere Armee darstellt, können nicht alle Angelegenheiten zentral und pauschal geregelt werden. Viele Fragen können und müssen die Kommandeure der Einheiten in eigener Zuständigkeit und Verantwortung selbst entscheiden. Dabei gehen sie vor allem von der Gefechtsbereitschaft und der Pflichterfüllung des betreffenden Armeeangehörigen aus.





Höhere Stufe

Ich habe die Absicht, während meines Armeedienstes die Offizierslaufbahn einzuschlagen. Welche Möglichkeiten stehen mir offen?

Unteroffiziersschüler
Braun, Weißwasser

Auch Soldaten und Unteroffiziere aus der Truppe können für die Ausbildung zum Offizier ausgewählt werden, sofern sie die erforderlichen bildungsmäßigen und gesundheitlichen Voraussetzungen besitzen, entwicklungsfähig sind, vorbildlich ihre Pflichten erfüllen und aktiv am gesellschaftlichen Leben teilnehmen. Richten Sie Ihren Antrag bitte an den Kommandeur des Truppenteils.

VP-Anerkennung

Seit drei Jahren bin ich ständiger Leser der AR. Sie gibt mir für den Beruf und auch für das Privatleben sehr viel. Ich möchte Euch nur zurufen: Leute, macht weiter so!

Hauptwachtmeister d. VP
Habel, Dresden

Dem Schönen nicht abgeneigt

Die Notizen im Postsack des Heftes 8/68 „Weg mit den Damen – her mit den Damen" haben mir besonders gefallen. Was wollen Sie nun machen? Trotzdem ich langsam auf die Sechzig zuklettere, finde ich Ihre Antwort mit dem Mädchenfoto auf Seite 8 richtig.

Rudi Bärenreuter, Weida

Massenvernichtungsmittel

Ich habe vor kurzem in einem Buch etwas von ABC-Waffen gelesen, konnte mir aber nicht erklären, was das bedeuten soll.

Dietmar Braune, Freiberg

Das ist ein Sammelbegriff für atomare, bakteriologische und chemische Waffen. Neuerdings verwendet man die Bezeichnung KCB-Waffen (Kernwaffen, chemische Kampfstoffe und biologische Kampfmittel).

Unehelich kein Nachteil

Der Vater meiner Tochter war Feldwebel in der NVA und verstarb kürzlich. Wir waren nicht verheiratet. Erhalte ich nun eine Rente für die Kleine oder nicht? Renate Blusser, Riesa

Jedes unterhaltsberechtigte leibliche oder an Kindes Statt angenommene Kind eines Armeeangehörigen, der während des aktiven Wehrdienstes verstorben ist, erhält Hinterbliebenenrente. Auch Ihre Tochter bekommt also eine Halbwaisenrente.

Heißhunger

Bringt doch mal eine Sonderausgabe nur mit Mädchenfotos!

Gefreiter Bogisch, Diesdarf

Gute Sachen sollte man nicht auf einmal vernaschen, sonst verdirbt man sich den Magen. Wir halten die jetzige Dosierung für ausreichend, um den Appetit zu stillen.

Auf den Spuren der Alten

Unser Zirkel erforscht die Geschichte der Garnison Torgelow-Spechtberg. Wir bitten alle Genossen, die vor 1960 in der Garnison dienten und uns helfen können, an uns zu schreiben.

Soldat Romanowski,
211 Torgelow,
Postschließfach 4105/M

Gute Treffer allein reichen nicht

Die Bedingungen zum Erwerb der Schützenschnur habe ich erfüllt. Einige Tage danach wurde ich disziplinarisch zur Verantwortung gezogen. Ist es gerecht, mir daraufhin nicht die Schützenschnur zu verleihen? Sie ist ein Ausdruck der Leistung, und Leistungsabzeichen sollte man nicht von einer Strafe abhängig machen.

Obermatrose König, Rostock

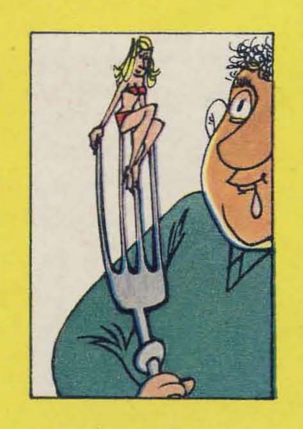
Sie irren sich. Mit einer Auszeichnung wird die ganze Persönlichkeit des betreffenden Genossen geehrt. Bei der Schützenschnur heißt demzufolge eine der Bedingungen: Vorbildlichkeit in der politischen und militärischen Haltung und Führung. Im Prinzip gilt das für alle Auszeichnungen.

Auch für Fernstudenten

Im Postsack des Maiheftes erwähnten Sie, daß Absolventen von militärischen Hoch- und Fachschulen sowie andere Berufssoldaten, die an der gesellschaftlichen Weiterbildung teilnehmen und entsprechende Zeugnisse besitzen, bei der Aufnahme eines Studiums von den Lehrveranstaltungen und Prüfungen des marxistisch-leninistischen Grundlagenstudiums befreit sind. Gelten diese Bestimmungen auch für noch im aktiven Wehrdienst stehende Offiziere?

Fregattenkapitän Mäckel, Rostock

Ja, sie sind auch für alle aktiv dienenden Berufssoldaten anwendbar.





Einschränkung

Fünf Jahre bin ich bei der NVA, mein letzter Dienstgrad in der Truppe war Wachtmeister. Habe ich das Recht – wie alle Genossen ab Feldwebel aufwärts – Zivilkleidung in der Unterkunft aufzubewahren und sie außer Dienst zu tragen?

Offiziersschüler Stephan, Zittau

Als Offiziersschüler ist Ihnen das nicht gestattet.

Untermietergeld?

Als Soldat auf Zeit wohne ich als „Außenschläfer" in Untermiete im Standort. Bekomme ich in diesem Fall auch Wohnungsgeld? Ich bin nicht verheiratet.

Feldwebel Meißner, Eisenach

Nein, denn derartige Vergütungen stehen nur verheirateten Soldaten auf Zeit und Berufssoldaten zu.

Spreng-Aussichten

Ich habe vor, drei Jahre in der NVA zu dienen. Nun habe ich ein seltenes Steckenpferd, ich liebe Waffen und Sprengstoffe. Wäre es möglich, bei den Pioniertruppen als Sprengmeister ausgebildet zu werden? Kann man diese Tätigkeit auch als zivilen Beruf ausüben?

Heinz Fischer, Kamsdorf

Sie können innerhalb Ihrer Unteroffizierslaufbahn auf einem Lehrgang die Sprenggenehmigung erwerben, die für eine dementsprechende berufliche Tätigkeit im zivilen Bereich anerkannt wird.

Schlechte Visitenkarte

In der letzten AR las ich die aktuelle Umfrage über die Besucherzimmer. Ich möchte auch meine Eindrücke schildern. Mein Mann liegt in der Dienststelle Sternbuchholz. Da ich ihn sehr oft besuche, muß ich mich ja auch im Besucherzimmer aufhalten. In diesem kleinen Raum befinden sich an der Decke große Regenflecken. Und was wirklich keinen schönen Eindruck macht, sind die schmutzigen Tischdecken und Gardinen. Es müßte sich doch bestimmt eine Möglichkeit finden lassen, um den Besucherraum etwas freundlicher zu gestalten. Es liegt doch sicherlich auch im Interesse unserer Soldaten, daß sie ihre Frauen und Mädchen in einem netten Raum begrüßen können.

Hannelore Köster, Karow

Besucherfreud

Über das Besucherzimmer in der Kaserne meines Verlobten kann ich nur Gutes berichten. Es ist stets sauber und geschmackvoll eingerichtet, man merkt, daß man sich Mühe gibt. Dazu der jederzeit nette Empfang durch die Wache – ich fahre immer wieder mit Freuden dorthin.

Marlies Trenko, Gera

Wer länger hinter dem Lenkknüppel sitzt

Wir sind Panzerfahrer. Erhalten Soldaten auf Zeit und Soldaten im Grundwehrdienst nach erfolgter Qualifizierung unterschiedliche Zulagen?

Gefreiter Querengässer,
Gefreiter Fleischhauer,
Gotha

Ja. In der Leistungsklasse III bekommen Panzerfahrer im Grundwehrdienst 10,– Mark netto, Soldaten auf Zeit 13,50 Mark netto.

Schnell geschaltet

Am 21. August wurden wir aus dem Urlaub zurückgerufen. An allen Tankstellen herrschte starker Andrang. Vielen Dank deshalb den Tankwarten in Wolgast, Finowfurt und Freienhufen für unsere bevorzugte Abfertigung. Sie sicherten uns so eine schnelle Weiterfahrt zu unseren Einheiten und halfen damit auf ihre Art, die Einsatzbereitschaft der NVA an diesem denkwürdigen Tag herzustellen.

Unteroffizier Neumann, Bautzen
Leutnant d. R. Knecht, Bischofswerda

Arbeiterbesuch

Eine Delegation des Reichsbahn-Ausbesserungswerkes Meiningen besuchte die Einheit Voigt, um den Grenzsoldaten Dank und Anerkennung für die hohe Kampfmoral während der Tage nach dem 21. August zu übermitteln. Zehn der besten Soldaten wurden von der Delegation mit Sach- und Buchprämien ausgezeichnet. Genosse Kleffel vom RAW würdigte die hohe Einsatzbereitschaft der Einheit und betonte, daß auch die Arbeiter und Angestellten seines Betriebes große Taten für die Stärkung unserer Republik vollbringen. So erklärten sich 25 Werktätige bereit, Kämpfer der Arbeiterbataillone zu werden.

Hans Hilgarth, Meiningen



Vignetten: Klaus Arndt



Rund um die AR

Biete:
AR-Jahrgänge 1962–1967,
Joachim Schimmel, 125 Erkner, Unter den Birken 1.

Suche:
AR-Jahrgänge 1956–1966,
R. Becker, 15 Potsdam, Klement-Gottwald-Str. 63.

Jahrgänge bis 1968,
Helmut Günther, 94 Aue, Mozartstr. 4.

Hefte 1–3, 5/1967,
Paul Glanz, 5821 Weberstedt, Windmühle 179.

Jahrgänge 1964 und 1965,
Roland Zschako, 8351 Oberrottendorf Nr. 63.

Hefte 1–6/1968,
Juri W. Besmeski, Kamen-Kaschirski, Sadowajastr. 8, Wolhynier Gebiet, UdSSR.

In Morpheus Armen

Mein Mann wurde im Frühjahr dieses Jahres nach dreijähriger Dienstzeit aus der NVA entlassen. In diesen Jahren hat er sich so sehr an die bei der Armee üblichen flachen Kopfkissen mit synthetischer Füllung gewöhnt, daß er jetzt zu Hause beim besten Willen nicht richtig schlafen kann. Zu seinem Geburtstag möchte ich ihm deshalb ein solches Kissen schenken.

Eleonore Hebestreit, Nachterstedt

Sehkraft maßgebend

Kann man als Brillenträger Grenzoffizier werden?

Klaus Borne, Erfurt

Nur in Ausnahmefällen; darüber entscheidet die Musterungskommission.

Unteroffizier Andrä fragt: „Müssen bei einer Beförderung nicht vorher eventuell ausgesprochene Strafen gelöscht sein?“

Soldat Weitgen fragt: „Warum werde ich als Angehöriger der Volkspolizei noch zum Grundwehrdienst in der Armee eingezogen?“

Oberst Richter antwortet



Nicht unbedingt. Das hängt vom Gesamtbild des Betreffenden ab. Aber logisch ist es, vor einer Beförderung (oder im Zusammenhang mit ihr) erst mal reinen Tisch zu machen. Vertrauensvoll und ehrlich haben Sie mir Ihr Sündenregister gebeichtet, und es ist eine recht dicke Latte, die Sie da im letzten Jahr gezimmert haben. Allerdings möchte ich annehmen, daß Sie auch manche gute Leistung vollbracht haben; sonst wären Sie ja wohl kaum Unteroffizier geworden. Das spricht für Sie (und auch für das Differenzierungsvermögen Ihrer Vorgesetzten).

Deshalb vor allem spreche ich für einen reinen Tisch, den Sie selbst machen sollten. Denn ich werte Sie, obwohl ich Sie nur aus Ihrem Brief kenne, als einen im Grunde tüchtigen Menschen, der sich mit unserer sozialistischen Republik verbunden fühlt und willens ist, seinen Eid auf sie jederzeit treu und in Ehren zu erfüllen.

Wo ein Wille ist, sollte aber immer auch ein Weg sein. Natürlich ist das gar nicht so leicht. Wie selbstverständlich genossen Sie die Vorzüge unserer sozialistischen Arbeiter-und-Bauern-Macht, hatten reiche Bildungsmöglichkeiten und keine wirtschaftlichen Sorgen. Viel Bewegungsfreiheit gab es. Und auch so wurde Ihnen manches nachgesehen.

Da kam der militärische Dienst mit seinen harten Forderungen, dem Gehorchen, Einordnen, Disziplinhalten und so manchen Entbehrungen. Mit dieser Wandlung sind Sie offenbar nicht ganz fertig geworden.

Übrigens sind Sie nicht der einzige, der liebgewonnene zivile Gewohnheiten wie einen Rucksack in die Armee mit hinübergeschleppt hat und sich dann über die Druckstellen wundert, die beim Vorwärtsmarschieren schmerzen. Die meisten werfen diesen Ballast allerdings ab, bevor es zu einer Bauchlandung kommt.

Bei Ihnen war es anders. Deshalb schrieben Sie ja wohl auch an mich. Aber den Rucksack werde ich Ihnen auch nicht abnehmen können. Sie müssen sich selbst frei machen von Disziplinlosigkeit, Eigenmächtigkeit und moralisch Fragwürdigem und sich konsequent auf die Tugenden eines sozialistischen Kämpfers orientieren, die Sie geschworen haben. Da hilft nichts anderes. Gehen Sie zu Ihrem Vorgesetzten! Bitten Sie ihn um ein Gespräch unter Genossen! Erzählen Sie ihm genauso freimütig wie mir, welche Buckel und Ecken in Ihrer Laufbahn bis jetzt waren und daß damit nun ein für allemal Schluß sein soll, daß er und das Kollektiv Ihnen dabei helfen sollen!

Dann werden Sie gewiß einen weiteren Schritt in Ihrer Persönlichkeitsentwicklung tun können. Sie werden zu den Schrittmachern im sozialistischen Wettbewerb im neuen Ausbildungsjahr vorstoßen, das Vertrauen und die Achtung Ihrer Vorgesetzten und Ihrer Kameraden dabei erringen und natürlich auch wieder jene Vergünstigungen erhalten, die Ihnen bei guter Pflichterfüllung zu gewähren sind. Das wünsche ich Ihnen von Herzen.

Und Sie fahren Ihr stärkstes Geschütz auf, indem Sie behaupten, die Ausbildung wäre doch die gleiche. Das aber stimmt keinesfalls. Lassen Sie sich nicht von einigen äußeren Ähnlichkeiten in der Ausbildung täuschen. Wohl gibt es Berührungspunkte, aber wo, wenn nicht in der NVA, werden die Artilleristen, Panzersoldaten, Flieger und all die anderen Kategorien als Militärspezialisten für einen militärischen Ernstfall ausgebildet?

Der beste Ausgangspunkt, - Freude an Ihrer jetzigen Dienststellung zu gewinnen, wäre, Ihre in der VP erworbenen Fähigkeiten zu nutzen und sich damit an die Spitze des Wettbewerbs um beste Ausbildungsergebnisse zu stellen. Ich bin gewiß, daß dann Ihr momentanes Gefühl, nicht am richtigen Platz zu stehen, verschwinden wird.

Ihr Oberst





P. K. Ignatow

Die Brücke über die Beresina

Alles war bereit: Der bis ins kleinste durchgearbeitete Plan der Operation, die notwendige Ausrüstung sowie das Flugzeug, das meine Gruppe zum Landepunkt im tiefen Hinterland des Gegners bringen sollte. Aber das Wetter kümmerte sich weder um die Pläne des Oberkommandos noch um unsere Stimmung. Schon an 48 Stunden saßen wir in einer Hütte am Dorfrand von Kotschetowka und starrten stumpfsinnig aus dem Fenster auf das nasse Flugfeld, schauten nervös die schmutzig-graue Wolkendecke an, die den Himmel überzog. Der Regen hörte nicht einmal für wenige Minuten auf.

Vor lauter Langeweile hatten sich Kolessow und Bodjukow in ein Kartenspiel verbissen. Wassja Rjasanow las in schmalen Bändchen mit bunten Umschlägen, die den Titel „Die Leichtweiß-Höhlen" trugen, er hatte eine Folge davon hinter den Ikonen versteckt gefunden. Galja saß am Fenster und stickte. Die blauen Kornblumenmuster in dem roten seidenen Tabaksbeutel erinnerten an ferne friedliche Tage ... Jedesmal wenn er an Galja vorbeikam, schielte Kolessow den Tabakbeutel an. Endlich fragte er: „Wem stickst du das, Markowa?"

Galja hob ihre verschmitzt zusammengekniffenen Augen zu ihm auf. „Gefällt er dir?"

„Ein Prachtexemplar von Tabaksbeutel!"

„Ich brauch' mich also nicht zu schämen, wenn ich ihn weggebe?"

„Natürlich nicht."

„Na, dann kann ich ihn ja getrost verschenken ..."

„Und an wen, wenn man fragen darf?"

„An einen von euch!" wich Galja geschickt aus. Ich fragte mich schon in heimlicher Hoffnung, ob ich wohl der Auserwählte sei. Wie gern hätte ich mir Galjas Stickerei schenken lassen! Bodjukow hüstelte und lächelte breit; aus seinem Benehmen schloß ich, daß auch er auf das Geschenk hoffte. Nur Wassja ließ sich nicht stören beim Lesen, als interessiere ihn das Gespräch Kolessows mit Markowa überhaupt nicht. Oh, dieser Heuchler! Aber seine Wangen röteten sich wohl nicht von ungefähr ...

Leise knarrte die Tür, und Major Danilzew trat ein. Schon von der Schwelle aus rief er uns zu: „Fertigmachen, Genossen!"

Ich starrte ihn erstaunt an und fragte, mich von meiner harten Pritsche erhebend: „Wohin geht's?"

„Zur Auftragserfüllung."

„Und was wird aus dem Regen?"

„Der Kommandeur des Geschwaders hat dem Oberkommando versichert, daß die Bomber eure Ansprüche unabhängig vom Wetter erfüllen werden."

„Na, das ist doch mal 'n Wort!" rief Kolessow munter. „Diese Flieger sind einfach Pfundskerle! Da frage ich mich, was wir noch abwarten sollen. Vielleicht hat sich dieser Regen auf eine ganze Woche eingerichtet?"

Zwanzig Minuten später saßen wir bereits im Flugzeug. Noch nie zuvor waren wir bei solchem Wetter geflogen. Unaufhörlicher Regen, der Wind pfiff stoßweise, und außerdem herrschte eine so undurchdringliche Finsternis, daß man kaum die Hand vor Augen sah. Zwei Scheinwerfer beleuchteten das Rollfeld. Von einem Traktor gezogen steuerte das Flugzeug auf die Rollbahn hinaus. Dort überprüften die Mechaniker die Motoren nochmals, und dann gab es Starterlaubnis.

Zwei Stunden verbrachten wir in der Luft, doch der Regen strömte noch immer weiter. Unwahrscheinlich, daß es irgendwo in diesem Dunkel noch ein Stückchen klaren Sternenhimmel geben konnte. Der Pilot flog blind. Längst hatten wir die Frontlinie hinter uns. Nun lag unter uns das vom Feind besetzte Smolensker Land mit seinen eingeäscherten Dörfern und zerstörten Städten.

Ich war in Friedenszeiten niemals in dieser Gegend gewesen und gelangte in dieser Nacht erstmals an die Beresina, die nach Kolessows Worten der schönste, bezaubernste und allerrussischste aller Flüsse war. Und Kolessow kannte die Beresina wie kein zweiter. Er war doch hier geboren und aufgewachsen und hatte in Vorkriegsjahren an ihren Ufern als Traktorist und in verschiedenen Kolchosen dieser Gegend als Fahrer gearbeitet. Kein Kampfauftrag war daher von ihm so begeistert aufgenommen worden wie dieser, der ihm das Wiedersehen mit der engeren Heimat ermöglichte. Noch im Flugzeug versuchte er mir zu beweisen, daß uns das Regenwetter gerade recht sein sollte.

Wir hatten die Brücke über die Beresina zu sprengen, eine große Eisenbahnbrücke an der Linie Smolensk–Orscha.

Die Wahl war auf meine Gruppe gefallen, weil wir uns als „Brückenspezialisten" gut bewährt hatten. Die Brücke sollte vom Wasser aus gesprengt werden. Dazu mußte man flußabwärts vorwärts gehen. Im Operationsplan war die Verbindung unserer Aktion mit einem gleichzeitig als Ablenkungsmanöver dienenden Bombenangriff vorgesehen. Dieser Umstand erfor-

derte die Herstellung einer Funkverbindung zwischen der Sprenggruppe und den Luftstreitkräften. Um diese Verbindung zu garantieren, nahmen wir zwei Sender mit; ein Hauptfunkgerät und einen Ersatzsender, die wir wie unseren Augapfel hüteten.

Es war auf keinerlei Hilfe zu rechnen. In den nächstgelegenen Ortschaften lagen zahlenmäßig starke, bestens bewaffnete Garnisonen mit „Jagdkommandos", die nicht einmal kleinen Partisanengruppen eine Möglichkeit gaben, zu der Eisenbahnlinie und zu der an der Eisenbahnstrecke entlangführenden Fernverkehrsstraße vorzustoßen. All das erschwerte unsere Aufgabe und verlangte von den Sprengstoffspezialisten äußerste Umsicht, Entschlossenheit sowie besondere Geschicklichkeit.

Bis zum Absprungort flogen wir ohne besondere Vorkommnisse. Scheinwerfer konnten unsere Maschine nicht erreichen, und blinde Schießerei der Flak konnte uns nicht gefährlich werden. Zwar hatten wir uns in der Luft verhältnismäßig geborgen gefühlt, aber um das Abspringen machten wir uns viel Sorgen. Mußten wir doch in einem Revier landen, das zwischen der Brücke und einem an der Beresina entlangführenden Wäldchen lag! Südlich von dieser Stelle floß der Dnepr, nur wenige Dutzend Kilometer entfernt.

Als erster sprang Kolessow. Bodjukow kippte, halb auf dem Lastenballen reitend, aus der Maschine, um möglichst in seiner Nähe unten anzukommen. Gleich hinter Bodjukow sprangen nacheinander Rjasanow und Genossin Markowa hinaus. Ich war der letzte. Die von der Feuchte des Sprühregens gesättigte Luft erschien mir eisig und klebrig. Obwohl der Regen schon nachließ, hatte ich das Gefühl, im Handumdrehen durchzuweichen.

Und wirklich wurde ich pitschnaß, wenn auch nicht mehr in der Luft. Als meine Füße schon Boden berührten, schlug ein plötzlicher Windstoß gegen die Kuppel meines geblähten Fallschirms und riß ihn zur Seite. Ich spürte im Fallen unter mir eine Grube gähnen, und schon im nächsten Moment tauchte ich in eisiges schwarzes Wasser.

Ich weiß nicht mehr, wie ich meinen aufkommenden Schrei zurückhielt. Zum Glück war ich dicht am Flußufer ins nasse Element geraten. Im seichten Wasser war der Schreck bald überwunden. Nun dachte ich nicht mehr an mich, sondern an die anderen. Wenn nun alle im Fluß gelandet waren? Kolessow, Bodjukow und Rjasanow waren ausgezeichnete Schwimmer, aber Markowa hielt sich nur mit Müh und Not über Wasser. In Uniform und Stiefeln, noch dazu bewaffnet, würde sie gewiß gleich untergehen ...

Ich erreichte das Ufer. Ringsum herrschte Stille. Das beunruhigte mich. Ich ging geradewegs gen Osten. Bald stieß ich auf Rjasanow und Markowa, die in jungem Birkengehölz hockten und wie verabredet dann und wann den Schrei einer Rohrdommel nachahmten. Auch Kolessow und Bodjukow stießen bald zu uns. Sie hatten bereits den abgeworfenen Lastenballen ausfindig gemacht ...

Sobald der erste Tagesschimmer aufdämmerte, gingen wir in den Wald hinein, etwa zwei Kilometer nördlich von unserem Absprungort entfernt. Mehrmals mußten wir dankbar der großen Geschicklichkeit des Piloten gedenken, der uns genau am vorgesehenen Platz abgesetzt hatte. Und das trotz solch miserablen Wetters und Blindflug!

In seiner Heimat fühlte Kolessow sich wohl wie ein Fisch im Wasser. Er kannte genau alle Ortsnamen im Umkreis, und als wir ans Flußufer kamen, verneigte er sich tief, schöpfte etwas Wasser in die hohle Hand und sagte ergriffen: „Dies, Brüder, ist meine Beresina. Ich glaube fest daran, daß auch sie uns in unserer heiligen und gerechten Sache helfen wird!"

Am Morgen begab ich mich mit Kolessow auf Spähtrupp, zur Brücke. Bodjukow und Rjasanow sollten alle am Ufer stehenden Busch- und Baumgruppen aufmerksam absuchen, ob sich nicht ein astreicher, gegen das Ufer geneigter Baumstamm fände, oder auch Bäume, die bei unserer Aktion als schwimmende Hilfsmittel zu gebrauchen waren. Andernfalls hätten wir ein kleines Floß bauen müssen. Galja blieb allein im Walde zurück. Sie hatte die Funkanlage zu überprüfen und zum Einsatz vorzubereiten. Wir mußten vorerst aus respektvoller Entfernung Bekanntschaft mit der Brücke machen. Sich näher heranzupirschen und unnötiges Risiko auf sich zu nehmen, war sinnlos. Wir hätten ja auf einen gut getarnten Posten oder gar auf eine Mine stoßen können, und dann wäre alles aus gewesen, noch ehe der Auftrag erfüllt war.

Eine kolossale Brücke! Es schien ein Wunder, daß sie die pausenlosen Bombenangriffe der faschistischen Luftwaffe auf Nachschubstraßen und Transportwege zu Beginn des Krieges überstanden hatte und heil geblieben war. Eine Ufer-Spannweite bestand aus Balkenträgern, die Streckträger aus Metall ruhten auf drei ziemlich hohen steinernen Brückenpfeilern. Um die Brücke für längere Zeit aus den Angeln zu heben, mußte man eine ziemlich starke Sprengladung anwenden, und zwar am mittleren Pfeiler und an den Auflagern der Träger, um die Trägerenden von dem Pfeiler abzuwerfen.

Unsere Vertrauensleute hatten gemeldet, daß die Brückenbewachung verstärkt worden sei; das bezog sich auch auf die Zugangswege. An der Eisenbahnböschung standen getarnte Zelte, und entlang beider Ufer der Beresina befanden sich links und rechts der Brücke auf etwa einem halben Kilometer Länge Batterien großkalibriger feindlicher Flakgeschütze. Dann folgten zwei Reihen Stacheldraht, an denen Scheinwerfervorrichtungen und große, mächtige Lautsprecher aufgebaut waren. Überall wimmelten Posten: an den Brückenauffahrten, am Stacheldraht entlang, am Flußufer und an der Eisenbahnböschung. Von Zeit zu Zeit passierten Patrouillen die Brücke. Doch das Unangenehmste für uns war, daß an den der Brücke ungefähr fünfzig Meter vorgelagerten drei Eisböcken stromaufwärts Plattformen für Fla-MGs angelegt worden waren. Auch dort standen Po-

sten, zwei auf jeder einzelnen Plattform. Am linken Ufer bei der Anlegestelle sahen wir Motorboote vertäut . . .
Kurz: Das Spähtruppunternehmen verhieß schier unüberwindliche Schwierigkeiten. Fast pausenlos das Fernglas an die Augen gepreßt, suchte ich wieder und wieder den Fluß, die Brücke und das Ufer ab. Immer häufiger und lästiger bohrte sich in meinem Kopf der Gedanke fest, daß unser Versuch, vom Wasser aus an die Brücke heranzukommen, scheitern würde.
Als habe er meine Gedanken erraten, bemerkte Kolessow: „Es sieht ganz so aus, als hätten wir 'nen Freifahrtschein ins Fegefeuer erwischt . . ."
„Fegefeuer hab ich nicht so gern, ich ziehe das Paradies vor", versuchte ich zu scherzen, um mich selbst mit dieser Witzelei etwas abzulenken und um Kolessow von seinen Grübeleien abzubringen.
„Also, werden wir uns durchschlagen?" fragte er.
„Was denn sonst, Kolja? Es muß doch sein!" erwiderte ich.
Bodjukow und Rjasanow hatten mehr Glück: An einer seichten Stelle mitten im Schilfdickicht fanden sie einen riesigen, weitverzweigten Baumstamm, der gegen das Ufer stieß. Er schaukelte sanft auf den Wellen wie ein fremdes, märchenhaftes Ungeheuer, das seinen glitschigen schwarzen Rücken aus dem Wasser reckt.
Bodjukow klopfte mit der flachen Hand auf den Fund und sagte zu mir:
„Der reinste ‚Nautilus' des Kapitän Nemo[1]. Der hält uns mitsamt der Ausrüstung. Wir werden uns auf Krebsart von unten dranhängen, 'n Schilfrohr in den Mund als Atmungshilfe – und ab geht die Post! Durch die Belastung der Ausrüstungsgegenstände wird das Ding ganz ins Wasser eintauchen, und dadurch können wir mit unserem ‚Nautilus' direkt unter der Nase dieser Fritzen vorbeitreiben."
Bodjukows Optimismus steckte mich an. Ich dachte: Vielleicht kommen wir wirklich durch?
„Na schön, benutzen wir den Nautilus", sagte ich lächelnd.
„Erst ruhen wir uns mal bis zum Abend aus, und dann machen wir uns fertig."
Als es völlig finster war, zogen wir den Baumstamm an eine tiefere Stelle und umwanden ihn mit Stricken. Die Rucksäcke mit Trinitrotoluol-Zündschnur und Sprengstoff befestigten wir an den Stricken. Dann bereiteten wir einige Luftrohre aus Schilfrohr, befestigten zwei Ankerhaken und drei Schnüre mit scharfen Steigeisen. Zu viert versuchten wir unser „Schiff" zu besteigen. Es war ordentlich schwimmfest, noch dazu übertraf seine Tarnung alle unsere kühnsten Erwartungen, denn nur der geringste Teil seines buckligen „Rückgrats"

[1] U-Boot in J. Verne's Roman: „20 000 Meilen unter dem Meer"





Illustrationen: Gerhard Rappus

ragte aus dem Wasser heraus. Es bedurfte wirklich katzengleicher, für die Nachtsicht geeigneter Augen, um bei stockdunkler Nacht das Ungetüm auf dem Wasser zu bemerken.
Gegen zehn Uhr abends nahm Galja Funkverbindung mit dem Einsatzstab auf. Ich berichtete, daß die Gruppe einsatzbereit sei. Galja empfing die Antwort des Majors Danilzew, der uns chiffriert mitteilte: „Bericht erhalten. Bomber fliegen Mitternacht an."
Es regnete immer stärker. Wir mußten hier weg, denn die Deutschen hätten unseren Sender anpeilen können. Ich wandte mich an Galja Markowa: „Mach' dich fertig! Erwarte uns am Dnepr, am linken Beresina-Ufer. Wenn wir uns bis morgen Mittag nicht einstellen, dann gehst du in der Marschrichtung weiter, die wir alle erhalten haben."
Als Galja ihre Siebensachen packte, stellte ich mir für eine Sekunde lang vor, wie schwer und schrecklich es für sie sein würde, allein durch den verregneten Wald zur Straße vorzudringen und dann unter Umgehen aller Ortschaften durch fremdes Gelände zum vereinbarten Treffpunkt zu gehen, an die Stelle, wo die Beresina in den Dnepr mündet.
„Na, Galja, nur Mut und keine Scheu", versuchte Kolessow ihr gut zuzureden.
„Was soll die denn schon scheuen", rief Bodjukow. „Sie gehört bei uns nicht gerade zum bangen Dutzend!" Wärme und Achtung klang aus seinen Worten. Ich drückte ihr die Hand und sagte: „Geh, Galja. Ich wünsche Erfolg!"
Stumm gegen einen Baum gelehnt, stand Rjasanow da und ließ kein Auge von Galja. Sie trat auf ihn zu, reichte ihm die Hand.
„Auf Wiedersehen!" Das leise Zittern in ihrer Stimme bestätigte mir, daß meine Ahnung nicht unbegründet war. Da sagte ich heiser: „Rjasanow, begleite Markowa bis zur Schneise!"
Rasch wurde es Mitternacht. Ich gab das Einsatzzeichen.
Die MPi geschultert, mit Pistolen, Handgranaten und am Gürtel befestigten Messern bewaffnet, hingen wir uns an die Leinen und traten ins Wasser. Dann schwammen wir stromab auf die Brücke zu.
Wir ruderten eifrig mit den Armen, bis wir den Baumstamm auf die Flußmitte dirigiert hatten. Jetzt hieß es aufpassen, damit das Ungetüm in der Strömung nicht den Kurs wechselte, sondern genau auf den wichtigsten Zwischenpfeiler der Brücke zuschwamm.
Den Regenguß und das kalte Wasser, in dem wir schwammen, wurde ich kaum mehr gewahr. Alle Aufmerksamkeit war jetzt auf den langsam näher kommenden Eisbock gerichtet, von dem immer deutlicher die Stimmen der Posten herüberdrangen. Wenn sie unseren Stamm bemerkten und mit dem MG beschossen, würde gewiß keiner von uns mit dem Leben davonkommen. In diesen Minuten wünschten wir uns eine wahre Regenwand, die uns mit hundertfach verdichteter Finsternis umgab!
Zweimal zog ich an der Schnur; dieses Signal gebot den Kameraden: „Untertauchen!" Mit den Zähnen das Schilfrohr haltend und fest die Lippen zusammenpressend, wollte ich bereits untertauchen, als ich ziemlich deutlich Flugzeuggedröhn vernahm. Mit jeder Sekunde kam dieses Geräusch näher wie das nahende Grollen ununterbrochenen Donners. Es übertönte das Rauschen des Regens. Irgendwo in der Nähe schlugen nacheinander drei Bomben schwerfällig ein. Fast gleichzeitig heulten im Brückenbereich die Warn-Sirenen auf, dann tackten die Flakgeschütze mit ohrenbetäubender Wucht los. Immer näher und in immer kürzeren Abständen erfolgten nun Bombenexplosionen.
Nur wenige Meter blieben uns noch bis zum Ziel. Meine Kameraden waren bereits im Wasser untergetaucht. Wütend tackte das MG auf dem einen Eisbock, die Kugeln zogen farbige Leuchtspuren. Auch auf den anderen Eisböcken



schossen nun die Fla-MGs los. Ich steckte den Kopf schnell unter Wasser...

Erst zwei Minuten später tauchte ich wieder auf, als wir die Eisböcke bereits hinter uns hatten. Jetzt schwamm der Stamm auf den mittleren Brückenpfeiler zu, ein wenig weiter links von der vorher berechneten Strecke. Auf mein Zeichen hin tauchten auch Kolessow, Rjasanow und Bodjukow wieder auf. Das Motorengedröhn der Flugzeuge konnte das Geballer der Flak kaum übertönen. Die Faschisten hatten die Scheinwerfer nicht eingestellt, da ihr Lichtschein in solcher Stockfinsternis nichts nützte, sondern den sowjetischen Bombern eher als gute Orientierung gedient hätte. Dem abebbenden Motorengeräusch nach waren die Maschinen bereits aus dem Schußbereich der Flak hinaus...

Da, endlich trieb unser Stamm auf den Uferpfeiler der Brücke zu. Der von Kolessow geschickt geworfene Anker hakte sich am unteren Steigeisen der Leiter fest, die dicht über dem Sockelteil des Pfeilers begann. Während Bodjukow den Stamm anband, damit die Strömung ihn nicht davontrieb, lösten Rjasanow und ich die Rucksäcke mit dem Sprengstoff aus der Verschnürung, und Kolessow erklomm lautlos und rasch die Leiter, die auf den Kopf des Brückenpfeilers führte, wo die Träger auflagen. Die Zeit war knapp. Mit Hilfe zweier Strippen hievten Bodjukow und Kolessow Rucksack um Rucksack nach oben. Sobald alle Fracht oben war, begab ich mich mit Rjasanow an unseren „Arbeitsplatz".

Die Arbeit ging uns rasch von der Hand. Da war es weiter nicht tragisch, daß uns die nassen Kleider am Leibe klebten; oft überraschten uns wahre kalte Regengüsse, und der Wind hier, hoch überm Wasser, pustete uns förmlich durch und durch. Unsere Hände gehorchten uns in der Finsternis sicher und rasch. Hauptsache, die Posten bemerkten uns nicht.

Ich mochte gar nicht glauben, daß alles so glatt gehen wollte. Selbst die Patrouille kam während unserer fieberhaften Arbeit nicht einmal vorbei.

Schon waren die Sprengladungen ausgelegt. Kolessow, Bodjukow und Rjasanow ließen sich wieder auf den Stamm nieder. Ich holte ein wasserdichtes Säckchen aus der Tasche, langte daraus ein Fläschchen mit selbstzündender Flüssigkeit hervor. Schlimmstenfalls waren, sollte diese Flüssigkeit versagen, noch Feuerzeug und Streichhölzer in dem Säckchen. Die Flüssigkeit wirkte aber doch, und schon glimmten die Zündschnüre – Hauptstrang und Ersatzschnüre – auf...

Nun hieß es rasch hinuntergleiten, zu den Kameraden...

Der Stamm ließ den Brückenpfeiler hinter sich und trieb langsam auf die Dnepr-Seite zu. Schon triumphierten wir über unseren Sieg und vergaßen dabei, daß die Gefahr noch nicht vorüber war. Zudem konnte unser Stamm keineswegs als „Nautilus" gelten, denn nach der Befreiung von der Last des Sprengstoffs ragte er nun weiter aus dem Wasser als zuvor; die große Hälfte des Stammes war jetzt über Wasser sichtbar.

Bis zur Detonation blieben noch höchstens drei Minuten. Da blitzte plötzlich auf dem rechten Beresina-Ufer der grelle Strahl eines Scheinwerfers auf. Einen Herzschlag lang riß er den Himmel auf, dann aber fiel er plötzlich auf den Fluß nieder, streifte übers Wasser und griff unseren Stamm aus dem Dunkel. Zwar vermochten wir noch rechtzeitig unter Wasser zu tauchen, so daß ich sicher war, die Deutschen hätten uns nicht bemerkt, denn sonst wäre man uns mit einem Kutter nachgejagt und hätte uns eingeholt. Ihrer sonstigen Gewohnheit gemäß schickten sie jedenfalls noch einige MG-Garben hinterher. Zweimal pfiffen Kugeln an uns vor-

Fortsetzung auf Seite 83

Die ERSTEN Schritte



An drei Seiten ist das Kinderferienlager „Kalinin" von märkischem Wald umgeben. An die vierte schmiegt sich der Frauensee.

Mittwochabend.

Im Speisesaal werden die Filme „Ich schwöre" und „Die ersten Schritte" gezeigt. Gedreht hat sie das Armeefilmstudio. Ihre Themen sind der Fahneneid unserer Volksarmee und die „ersten Schritte" als Soldat.

Die da im Lager „Kalinin" interessiert auf die Leinwand schauen, sind indes noch keine Soldaten, aber auch bereits den kurzen Hosen entwachsen. Es sind vor allem Lehrlinge des 1. Lehrjahres aus dem Berliner Werk für Fernsehelektronik.

Am vergangenen Sonntag fuhren sie mit der „Weißen Flotte" die Dahme aufwärts bis Prieros und marschierten das letzte Stück Weg in den ersten geordneten Schritten ins GST-Lager. Jetzt liegen bereits Politinformation, Topographie, Ordnungsübungen, Orientieren im Gelände, KK-Schießen und mehr hinter ihnen. Die Mädchen haben sich vor allem mit Rote-Kreuz-Ausbildung befaßt. Am Montagabend hat auch ein Major der Armee zu ihnen gesprochen. Sie könnten nicht lediglich die Notwendigkeit der Landesverteidigung bejahen, sondern müßten sich in der GST auf ihren Ehrendienst in unserer Armee vorbereiten. Am Dienstagabend haben sie mit der FDJ-Leitung des Werkes diskutiert. Am Mittwochabend – laufen die beiden Filme des Armeefilmstudios.

Währenddessen stehen zwei Jungen am Tor mit Übungsgewehren Wache. Da nähern sich zwei Mann dem Lager. Es sind Lehrmeister, wie die Jungen erkennen.

„Parole?" – „???" Die zwei Lehrmeister haben sie im Trubel des Tages nicht gehört.

„Dann müßten wir Sie aber doch eigentlich festnehmen, Herr Friedrich !?"

„Das sieht wohl die Dienstvorschrift vor. Aber von welcher Gruppe seid ihr, d. h. sind Sie denn?"

„Vom Funktrupp!"

„Aber, Genosse Posten, das hat doch Gefangene gar nicht zu interessieren, zu welcher Einheit Sie gehören."

„Bei einem solchen Wetter wie heute kann man sich ganz gut abhärten. Nun sagen wir:

Ihr macht von Sonnabend bis Sonntag einen Geländemarsch und jeder nimmt als Wegzehrung zwei Zwiebäcke, vielleicht auch nur einen mit. So werdet ihr euch abhärten."

(Kalinin: „Alles für den Sieg über den Feind")

Donnerstag.

Morgenappell. „Bereit zur Verteidigung unserer sozialistischen DDR" heißt die Losung bei den Jungen; „Bereit zur medizinischen Landesverteidigung" bei den Mädchen. Am Abend soll über eine Ehrenhundertschaft gesprochen werden, mit der die GST auch in der Öffentlichkeit mehr militärische Disziplin und Ordnung demonstriert. Doch jetzt ist es erst eine Stunde nach Mittag. Ein Geländeorientierungsmarsch steht bevor. Gruppenweise geht es durch Lagertor.

„800 Meter beträgt die erste Strecke. Die ersten beiden zählen die Meter. Ohne Tritt – Marsch!" befiehlt der Gruppenführer Jürgen Rensch. „Wenn es nur nicht wieder nieselt", denkt die Gruppe.

„Halt!" Die vermeintlichen 800 Meter sind zurückgelegt. Die neue Marschrichtungszahl weist nach rechts, auf eine Schonung. Sollten es die Verantwortlichen für den Marsch auf einen Streit mit dem Förster angelegt haben? Dem Gruppenführer kommt diese Frage nicht.

Je weiter die Gruppe indes vom Kniehohen ins Schulterhohe vordringt, desto mehr dringt die Nässe durch die Kombination und wächst die Überzeugung: Verirrt.

Alle 10 Meter läßt der Gruppenführer die Marschrichtungszahl neu feststellen und, da andere Orientierungspunkte fehlen, die Richtung durch einen vorausgeschickten Mann markieren. Schließlich befiehlt er der Gruppe, die Schonung zu umgehen. Er selbst arbeitet sich mit zwei anderen weiter durch das pitschnasse, biegsame Gezweig.

Doch jede Schonung hat einmal ein Ende. Humor ist, wenn man trotzdem lacht.

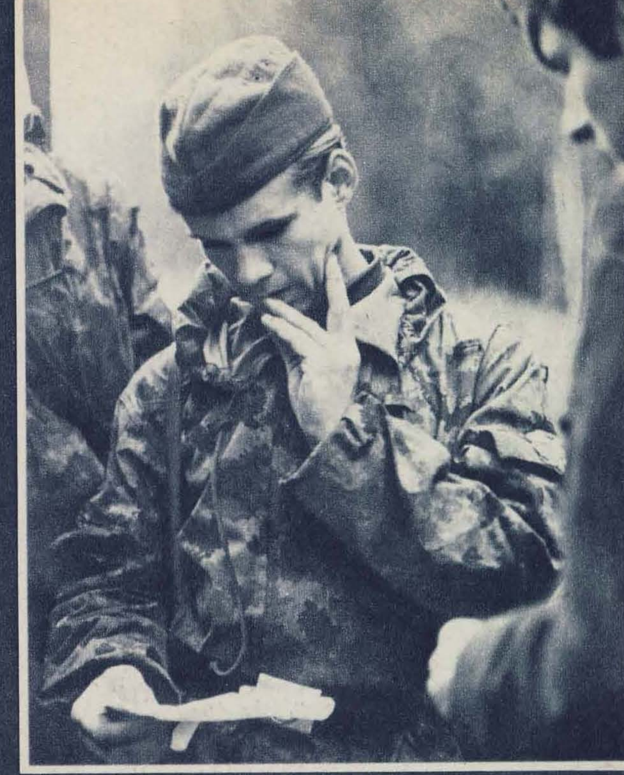
„Wir hätten alle acht Mann zählen und dann das Mittel errechnen sollen."

„Hast du keinen Winkelmesser mit?"

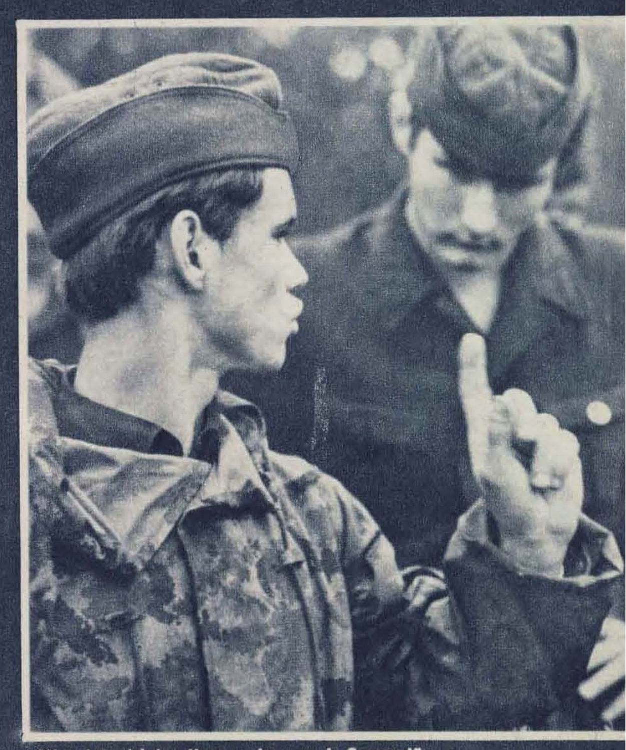
„Im Nachtschrank gelassen. Und die Zahlentafel auch."

Ja, die 10-Klassen-Schüler sind keine jungen Dachse in der Mathematik. Aber kein Scherz kann es verdecken: ‚Leute, Leute, selbst nach Kompaß marschieren will gelernt sein!' Und die Blicke fragen: ‚Gruppenführer, findest du den Ausweg?'

Ist es für diesen, der zwar auch noch Lehrling aber immerhin schon 2–3 Jahre älter ist, ein Trost, daß sich da plötzlich noch eine andere Gruppe durch die Schonung arbeitet? Offenbar sind die auch zu weit marschiert; ja, das muß der Fehler sein! Und der Gruppenführer weist den weiteren Weg. Eine frische Motorradspur läßt sein Gesicht noch zuversichtlicher werden. Und als sie sogar den Punkt erreichen, an dem an einem Tau über den Weg gehangelt werden muß, strahlt er wieder. „Zwei Fehler er-



„Die anderen sind ratlos. Doch weißt du den Rat?"



„Alles ist wichtig, Kameraden, auch Spuren!"

geben manchmal auch das Richtige", denkt der begleitende Reporter.

„So ungefähr waren wir doch richtig, nicht wahr?" meint der Gruppenführer.

Und so erzählt er auf dem nächsten Wegstück schon wieder selbstbewußt. Von der Vergangenheit: „Vor zwei Jahren bin ich hier im GST-Lager als ‚Bester Kämpfer der Gruppe' ausgezeichnet worden. Seit einem halben Jahr bin ich Mitglied des Marineklubs. Für diese Woche sind die Gruppenführer vorher mit Hilfe unserer Pateneinheit ausgebildet worden. Wer heute nicht sein Ziel findet, ist selbst Schuld." Von der Gegenwart: „Meine Gruppe ist diszipliniert. Sie sind ganz dabei. Es macht ihnen Spaß. Und es ist ja auch wichtig. Ich sehe es an mir selbst." Und von der Zukunft: „Meinen Armeedienst habe ich in der Tasche. Ich habe mich für vier Jahre verpflichtet. Am Montag war ein Major von der Armee da. Ich werde wohl zur Marine kommen. Als ich vor zwei Jahren hier im Lager war, hab ich noch nicht daran gedacht."

Die Gruppe hat das Keulenzielwerfen erreicht. Das Mädchen, das die Ergebnisse aufschreibt, scheint in einem Sattel zu sitzen. Bei jedem Treffer wippt sie in die Höhe: „Prima, prima." Es ist ja die Gruppe, der sie in dieser Woche als Sanitäterin zugeteilt ist, ihre Gruppe also – und vor einigen Tagen kannten sie sich nicht einmal von Angesicht zu Angesicht. „Hier, im ‚Kalinin', wächst auch der Grundstein unserer Kollektive", sagt dem Reporter ein Lehrausbilder in der Kleidung eines Zugführers.

Die letzte Wegstrecke. Etwas über tausend Meter müssen nach einer Wanderkarte zurückgelegt werden, nach Zeit.

Die ersten stürmen wie die Rennpferde davon, die hinteren stampfen wie schwere Kaltblüter hinterher, der letzte am Lagertor ist der Gruppenführer – rechts und links zieht er je einen seiner Genossen.

Wenig später werden die nassen Kombinationen vom Körper gezogen – ist es Regennässe oder Schweiß oder beides? – und hinein in die warmen Trainingsanzüge.

„Ich hätte nicht mehr weiterlaufen können!"

„Mir fehlte auch die Luft. Aber ich glaube, man wäre auch noch automatisch 500 Meter weitergelaufen."

„Weshalb wird eigentlich der Letzte gewertet? Bei der Friedensfahrt kommen doch auch die ersten in die Wertung!?"

Und so ist der Anlaß gegeben, während der Trainingsanzug einen in wohlige Wärme hüllt, darüber zu sprechen, daß die Armee eben weit mehr als eine Sportvereinigung ist und daß es im Kampf auf alle, auch auf den letzten Mann des Kollektivs ankommt.

So waren die „ersten Schritte" auch Schritte der Erkenntnis . . .

> *„Genossen, wir alle sind Patrioten unserer Heimat. Doch unter uns gibt es, wenn ich mich so ausdrücken darf, beschauliche Betrachter. Heute ist es indes keinesfalls angängig, sich nur auf passives Erleben zu beschränken."*
>
> (Kalinin: „Alles für den Sieg über den Feind")

Im gleichen Jahr wie Jürgen Rensch ist auch Alfred Busse ins Werk gekommen, doch nicht als Lehrling, sondern als Lehrausbilder. Dennoch: Auch der Major der Reserve Busse ging „erste Schritte" im Lager „Kalinin".

Genosse Busse: Ich war in der Armee oft auf dem Schießplatz. Aber wie spricht man mit einem Mädchen, das weint, weil es nur „Fahrkarten" geschossen hat? Da war für mich erst einmal guter Rat teuer.

AR: So mancher Junge ging am Frauensee die „ersten Schritte" zum Soldaten auf Zeit?



Genosse Busse: Ich würde sagen einen ersten Schritt. Ob ein Schüler eine Formel verstanden hat, erkenne ich spätestens in einen Monat. Aber ob ich einen Schüler überzeugt habe, so, daß er sich auch innerlich gewandelt hat – und darauf kommt es ja bei der Wehrerziehung vor allem an –, das weiß ich oft nach einem Jahr noch nicht. Zu mir sagte zum Beispiel ein Lehrling, der kurz vor dem Lehrabschluß stand: „Mit mir, Herr Busse, brauchen sie gar nicht erst zu sprechen über Soldat auf Zeit und so. Das hat bereits das Wehrkreiskommando zweimal vergeblich getan." Eine Woche „Kalinin" und einige Gespräche machen's eben nicht allein.



AR: Aber?

Genosse Busse: Wir haben bei uns sehr gute Kfz.- und Funk-Sparten der GST. Dort sind 20 Prozent unserer Lehrlinge beteiligt. Interessant war für uns selbst noch eine andere Aufstellung: 40 Prozent aller Lehrlinge sind aktive Sportler irgendeiner BSG oder eines Sportklubs. Trotzdem werden wir wohl in Zukunft monatlich einige Stunden vormilitärische Ausbildung mit allen machen. Dann verbleiben aber immer noch 26 Tage. Soll da etwa gar nichts vom Schutz unserer Republik die Rede sein? Deshalb kommt es also vor allem auch auf unsere Lehrausbilder an. Und das Thema darf auch im naturwissenschaftlichen Unterricht nicht tabu sein.
In der Mathematik ist es schwer, schon leichter dagegen in der Elektrotechnik-Elektronik. Beinah die gesamte Produktion unseres Werkes kann zum Beispiel in der Armee eingesetzt werden. Sicher wahrscheinlich kaum ein Elektronenmikroskop. Aber es beginnt doch bereits bei der einfachen Diode. Wegen solch eines Teilchens von vielleicht einer Mark 50 oder einer Mark 15 Verkaufswert kann doch ein Radargerät von mehreren 10 000 Mark ausfallen und die Sicherheit unseres Luftraums gefährdet werden. Und da ist man dann mitten in der Verantwortung jedes einzelnen sowohl in der Produktion wie während des Wehrdienstes, also bei jenen aktiven Patrioten, die Kalinin im Auge hatte. **– th**

Olympisches Feuer mit kleiner

In Mexiko-City wurde das olympische Feuer gelöscht. Die von Kunsthandwerkern aus reinem Kupfer geschmiedete, an ein überdimensionales Trinkgefäß der vorspanischen Zeit erinnernde Zehn-Zentner-Schale, in der es sechzehn Tage lang zu Ehren der XIX. Olympischen Sommerspiele mit lohender Flamme brannte, ist wieder erkaltet. Die Sportler sind in ihre Heimatländer zurückgekehrt. In einer Olympiade werden sie sich erneut treffen, um die Besten zu küren.

Und das olympische Feuer, über viele tausend Kilometer nach Mittelamerika getragen, ist es damit bis 1972 ausgetreten oder auf Sparflamme gedreht?



Die aktuelle Umfrage

Der erste moderne Olympier, Baron Pierre de Coubertin, Wiedererwecker der altgriechischen Sportspiele, hatte dazu einen eindeutigen Standpunkt: „Es genügt nicht, daß alle vier Jahre die Olympischen Spiele glanzvoll von einer Elite gefeiert werden. Es ist wichtiger, daß in der Bescheidenheit und Gleichförmigkeit des täglichen Lebens jeder ohne Unterschied des Standes die Wohltaten olympischer Kultur empfängt."

Offenbar teilen nicht nur die von der Statistik gezählten 1 908 879 Sporttreibenden der DDR diesen Standpunkt, sondern auch die meisten Jugendlichen; immerhin ermittelte eine repräsentative Querschnittsuntersuchung unter mehr als tausend jungen Männern „starkes Interesse" für den Sport. Andere soziologische Forschungen sagen aus, daß 35 % der Bevölkerung unserer Republik in irgendeiner Weise sportlich aktiv sind.

In der Armee liegen die Zahlen noch weitaus höher. „Sport wird großgeschrieben", urteilt Soldat Bernd Patzig, 22. „Zuallererst", sagt Flieger Karlheinz Deutsch, 20, „merkt man's an der militärischen Körperertüchtigung, in die ja alle einbezogen sind." Aber nicht nur das. „Auch im Freizeitsport ist allerhand los", betont Kanonier Reinhard Brazinsky, 21, und verweist u. a. auf „das Training für das Sportabzeichen". Allein im



ersten Halbjahr 1968 erwarben es 89 074 Armeeangehörige. Und mit der Kampfsportnadel, die „erheblich höhere Anforderungen stellt“, weswegen der Gefreite Jürgen Hesse, 20, sie mit „besonderem Stolz“ trägt, konnten im gleichen Zeitraum 2 426 Genossen ausgezeichnet werden. Die diesjährigen Fernwettkämpfe, deren Ausschreibung Matrose Ulli Kreutz, 19, „sehr begrüßt, weil sie fördernd auf das allgemeine Sportleben wirken“, hatten Rekordbeteiligung: 130 506 Soldaten, Unteroffiziere, Offiziere, Zivilbeschäftigte und Reservisten machten mit, als der stärkste Mann der Armee gesucht wurde; 128 664 liefen über die 4 000-m-Cross-Strecke und damit insgesamt mehr als zehnmal um den Äquator; 127 498 kletterten, sprangen und rannten über die Hindernisse der Sturmbahn. Und um die schwimmsportliche Frage des Unteroffiziers Hartmut Wollin, 24, zu beantworten, wieviel Genossen außer ihm ebenfalls das Schwimmabzeichen erlangt haben, noch eine Zahl: 1967 waren es zusammen 79 806, davon 34 644, die die Bedingungen für die höchste Stufe (III) erfüllten.

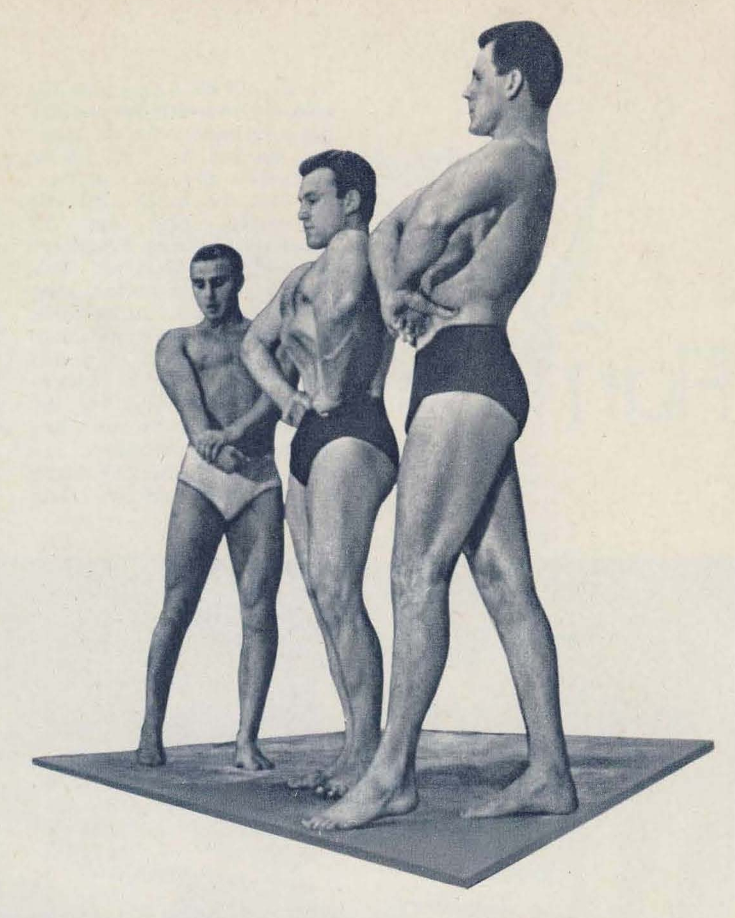
Pierre de Coubertins Herz, das heute im heiligen Hain von Olympia ruht, schlüge gewiß höher, könnte er sehen, wie sich seine Träume in der DDR und namentlich auch in der Nationalen Volksarmee in sportpraktische Wirklichkeit verwandelt haben – ein Aktivposten, den wir mit Stolz auf das Konto „20 Jahre DDR“ buchen können . . .

Für die Zukunft verlangte der erste IOC-Präsident einst, daß „jedes Individuum in seiner lokalen Nachbarschaft diejenige Art körperlicher Betätigung finden kann, die es wünscht“. Die oben erwähnten Beispiele, Zahlen und Tatsachen sagen noch nicht aus, ob auch dieses Prinzip gegenwärtig ist in unseren Einheiten. Also scheint es geboten, sich danach zu erkundigen.



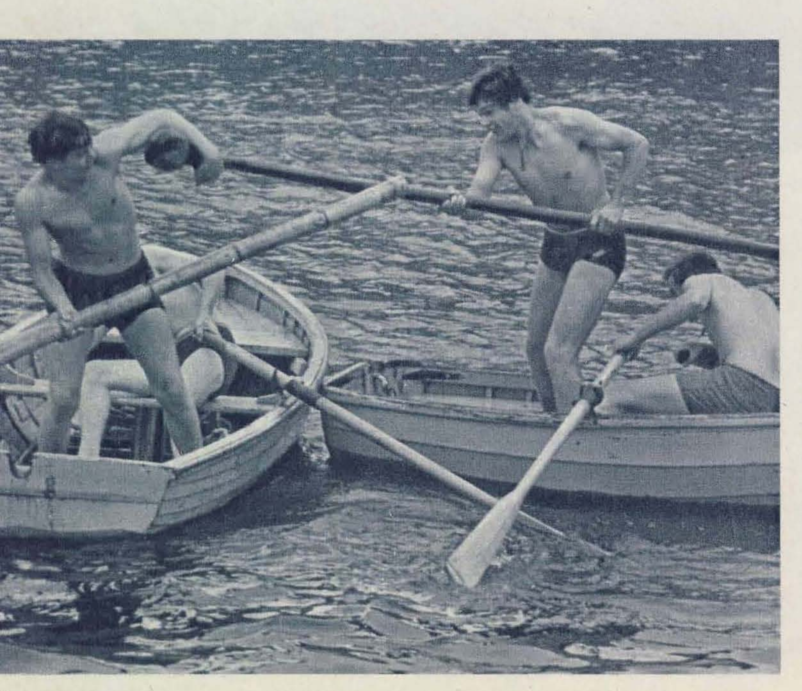
Dem Soldaten Bernd Gurni, 23, ist die Frage nach dem „Was?“ offenbar nicht so wichtig. Er möchte sich „abhärten und im Sport einen Ausgleich zum Grenzdienst“ finden; mit und in welchen Disziplinen ist für ihn wie für den Wachtmeister Ralph Eisner, 21, „relativ unerheblich“. Demgegenüber beklagt Soldat Horst Albrecht, 19, daß in seiner Einheit „bisher nichts unternommen worden ist, um den Freizeitsport den individuellen Bedürfnissen anzupassen“. „Draußen, in meinem Betrieb, habe ich geboxt“, erklärt Pionier Gerhard Brolz, 20, „doch hier stoße ich mit meinen Wünschen auf wenig Gegenliebe.“ „Und bei uns“, kritisiert Soldat Dieter Markowitsch, 20, „kennt man nur eins: Fußball, Fußball und nochmal Fußball! Ich interessiere mich für die Leichtathletik, stehe aber so ziemlich allein auf weiter Flur, wenn ich die Sportgruppenleitung daraufhin anspreche. Die juckt das herzlich wenig, wenn einer kommt und will mal was anderes machen als fußballspielen.“ Eine ebenso engstirnige Haltung wie die hier angesprochenen Funktionäre nimmt Unterleutnant

Jürgen Reckziegel, 30, ein. Befragt, inwieweit beim Freizeitsport die persönlichen Interessen der Genossen berücksichtigt werden, antwortet er: „Im großen und ganzen nicht. Ich bin auch dagegen!" Damit maßt er sich nicht nur an, zu entscheiden, was seine Unteroffiziersschüler in ihrer freien Zeit sportlich unternehmen, sondern setzt sich auch in deutlichen Widerspruch zu den Beschlüssen *seiner* ASV-Bezirksorganisation, die bei ihrer I. Aktivtagung 1968 ausdrücklich hervorhob: „Je mehr Armeeangehörige sportlich trainieren sollen, desto umfangreicher muß das Register der Sportarten und Disziplinen sein. Dabei müssen die örtlichen Verhältnisse weitestgehend mit den persönlichen Wünschen und Neigungen sowie die freiwillige Entscheidung mit der militärischen Notwendigkeit in Übereinstimmung gebracht werden."



Gottlob ist es woanders anders – und nicht bloß in einem, sondern in etlichen Truppenteilen.

Im Falle des Funkers Harry Helmholtz, 22, und seiner Kameraden ist der Fall klar: „An Sportanlagen ist kein Mangel und ebensowenig an Möglichkeiten, guten Ideen unserer Sportgruppenleitung und interessanten Wettkämpfen. Sieht man mal davon ab, daß es unter Armeebedingungen kaum möglich ist, segeln oder wasserskilaufen zu wollen, so kann sich bei uns jeder schon allerlei aussuchen, was er im Sport machen will: Volley- und Fußball, Hand- und Basketball, Turnen, Tischtennis, Judo, Schach, Leichtathletik, Gewichtheben usw. Zum Teil machen wir das, und zwar dort, wo es nur einzelne Interessenten gibt, mit anderen Kompanien zusammen. Und wem das noch nicht genügt, dem steht ja auch noch der Weg zur ASG offen, wo neun Sektionen arbeiten."



Wenn die Flammenschale auf dem Sportplatz seiner Einheit auch mehr eine Attrappe ist und nach den Beobachtungen des Soldaten Jochen Opitz, 20,

„noch nie gebrannt hat“, steckt hinter dem Sportleben ganz offensichtlich olympisches Feuer: „An jedem Wochenende ist irgend was los. Letztens gab es wieder ein großes Sportprogramm. Im Kleinfeldhandball ging es um die Regimentsmeisterschaft. In einem Unterrichtsraum zeigten die Judokas ihr Können und brachten jedem, der es wollte, einfache Würfe und Griffe der Selbstverteidigung bei. Für die Soldaten auf Zeit, die ihre Motorräder da hatten, gab es ein Motorradgeschicklichkeitsfahren, bei dem auch die Freundinnen als ‚Sozia‘ mitmachen konnten. Im Sportgarten wurden die besten Kletterer, nach Zeit, gesucht. Unsere Nachbarkompanie hatte zu einer ‚Olympiade 1900‘ aufgerufen, in leichtathletischen Disziplinen, die damals olympisch waren: Hoch-, Weit- und Dreisprung aus dem Stand. Auf dem Schießstand ballerten die KK-Gewehr-Schützen und auf allen Volleyballplätzen wurde mehr oder weniger gekonnt ‚geschmettert‘. Am ruhigsten war es in unserem Kompanieklub, wo die Schachspieler hockten.“

Von erfreulichen Aktivitäten weiß auch Offiziersschüler Bernd Hunold, 20, zu berichten: „Der Freizeitsport fügt sich in den sozialistischen Wettbewerb ein. Was die sportlichen Interessen betrifft, so dominieren die Spiele — an der Spitze Volleyball, hin und wieder auch Hand- und Fußball. An jedem Montagnachmittag regiert der Freizeitsport. Zum Höhepunkt werden in jedem Jahr die Bestenermittlungen. 1968 waren das unsere Kompaniemeisterschaften im Schwimmen und in der Leichtathletik, die Volley- und Fußballturniere der Züge, die Fachrichtungs- und Schulmeisterschaften im Fußball, in der Leichtathletik und im Schwimmen. In der ASG unserer Offiziersschule gibt es



kaum eine Sportart, die nicht vertreten ist.“

Drei Berichte, drei Beispiele, drei Beweise. Jedoch: Genügen sie schon, um sagen zu können, die Coubertinsche Forderung hätte sich bereits in allen Einheiten der Nationalen Volksarmee erfüllt?

AR ermittelte eine sportliche Interessenskala und verglich diesen „Wunschzettel“ mit der Liste jener Sportarten, die im Massensport — genauer gesagt, im internen Spiel- und Wettkampfverkehr der Einheiten untereinander — dominieren:

FUSSBALL
Wunsch Nr. 1 und mit 20 748 Aktiven in 1631 Mannschaften auch Sportart Nr. 1.

VOLLEYBALL
Wunsch Nr. 2 und mit 13 315 Aktiven in 1 466 Mannschaften auch Sportart Nr. 2.

LEICHTATHLETIK
Wunsch Nr. 3 und mit 10 890 Aktiven in 390 Mannschaften auch Sportart Nr. 3.

Die Interessenskala nennt danach Handball, in der Praxis von 8315 Genossen gespielt, aber in der Teilnehmerzahl noch von den Militärischen Mehrkämpfern (8698) übertroffen. Auf den weiteren Wunsch-Positionen: Tischtennis, Schießen, Schach, Schwimmen. Im Sportprogramm findet sich diese Reihenfolge: Schießen mit 4906, Tischtennis mit 2732, Schach mit 892 und Schwimmen mit 828 Aktiven. Folglich ist die Interessenskala mit der Sportpraxis weitgehend deckungsgleich.

Die „Lust an der Muskeltätigkeit, die Freude, die Energie, Ruhe und Reinheit verschafft, in die Bereiche auch der Ärmsten“ — also des Volkes — zu bringen, war das, was Pierre de Coubertin wollte. Denn: „So wird die olympische Flamme vor dem Ausgehen bewahrt werden.“ Und eben diesen Weg ist unsere sozialistische Sportbewegung gegangen, dank dessen, daß die einst Ärmsten die Reichsten geworden sind und mit der Errichtung ihrer politischen Macht die Wahrheit des Coubertin-Wortes bestätigt haben: „Ich erwarte viel von der Arbeiterklasse, wunderbare Kräfte ruhen in ihrem Schoß. Sie scheint mir großer Dinge fähig.“

Ihr

Karl Heinz Freitag

MITARBEIT
Leutnant Eberhard Derling, Leutnant Peter Seick, Unterfeldwebel Hans-Dieter Thom, Offiziersschüler Bernd Hunold



November 1918: Bewaffnete Arbeiter und Soldaten in den Straßen Berlins.

WAFFEN FÜR *die Revolution*

10. November 1918. Am späten Abend findet ein geheimes Telefongespräch zwischen Berlin und Spa statt. Die Gesprächspartner schließen ein Bündnis zum Kampf gegen die Revolution, zum „Kampf gegen den Bolschewismus". Ihr Ziel: restlose Bekämpfung der Revolution, Wiedereinsetzung einer auf Bajonette gestützten Regierungsgewalt, Einberufung einer konterrevolutionären Nationalversammlung. Die Gesprächspartner sind der Vorsitzende des Rates der Volksbeauftragten Ebert und der kaiserliche General Groener. Es sind kaum 24 Stunden seit dem Sieg der revolutionären Arbeiter in Berlin und dem Sturz des Kaiserreichs vergangen. Verräter an der Arbeiterklasse, rechte Sozialdemokraten in der Regierung der Republik organisieren die Konterrevolution.

Die Genossen um Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, die Spartakus-Gruppe, wissen um die Gefahr, die von den sozialdemokratischen Feinden des Sozialismus, von aufgehetzten Truppenteilen des zurückkehrenden Feldheeres, von Bürgerwehren und Weißen Garden droht.

Am 2. Dezember fordert Karl Liebknecht in der „Roten Fahne":

„Die Massen des Proletariats müssen ohne Verzug gerüstet werden, damit die Revolution gerüstet sei – gegen alle Anschläge, für alle Aufgaben.

Sie müssen militärisch gerüstet sein. Folgende Maßregeln sind sofort geboten:

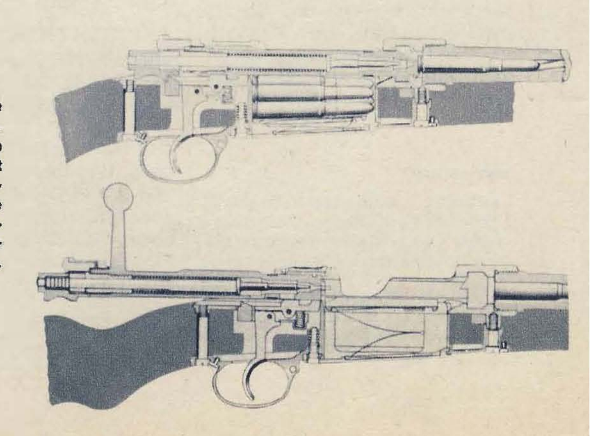
Beseitigung aller Offiziere und sonstigen Angehörigen der herrschenden Klassen aus den Soldatenräten und ihre Ersetzung durch erprobte revolutionäre proletarische Soldaten.

Sofortige Wiederaufhebung der Kommandogewalt, Durchführung einer demokratischen Heeresorganisation auch und vor allem unter den Fronttruppen, unter Ausmerzung aller gegenrevolutionären Offiziere.

Sofortige energische Propaganda unter den Soldatenmassen, besonders der Fronttruppen für die soziale Revolution.

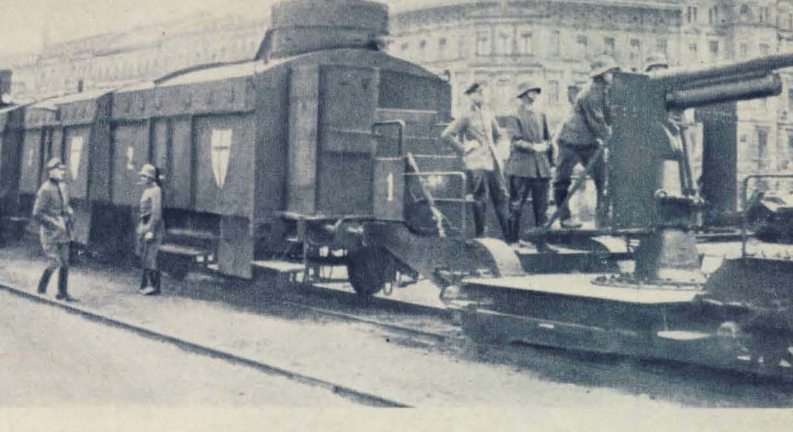
Sofortige Bewaffnung der revolutionären Arbeiter und proletarischen Soldaten. Schaffung einer Arbeitermiliz und, als ihren aktiven Teil, einer Roten Garde. Entwaffnung aller nicht proletarisch-revolutionären Elemente."

Bereits am 9. November war Karl Liebknecht gemeinsam mit Heinrich Dorrenbach, dem späteren Führer der Volksmarinedivision, daran gegangen, eine Rote Garde zu gründen. Am 11. November entstand aus revolutionären Matrosen die Volksmarinedivision. Diese Formation erreichte eine Stärke von etwa 3200 Mann,

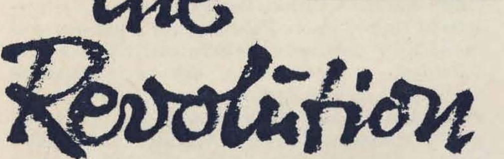


Das deutsche Infanteriegewehr Modell 98 ist die Waffe des ersten Weltkrieges und der revolutionären Kämpfe. Das Gewehr ist 4,1 kg schwer und hat ein Kaliber von 7,9 mm. Es ist insgesamt 1 250 mm lang. Der Lauf besitzt vier Züge mit Rechtsdrall und ein Klappvisier für Entfernungen bis zu 2 000 m. Die Patronen werden mit Hilfe von Ladestreifen zu fünf Patronen ins Magazin eingeführt. Ein geübter Schütze kann mit dem Gewehr in der Minute 25 gezielte oder 50 ungezielte Schüsse abgeben.

Ein Panzerzug der Noskebanden 1919 mitten in Berlin.



WAFFEN GEGEN



Von Rudolf Quaiser und Major Hansjürgen Usczeck

stand unter starkem Einfluß der konsequenten Revolutionäre um Karl Liebknecht, des Kerns der sich herausbildenden Kommunistischen Partei. Unter revolutionärem Einfluß stand auch die Sicherheitswehr des Polizeipräsidiums Berlin (etwa 3600 Mann). Außerdem bildeten sich in den wichtigsten Berliner Großbetrieben bewaffnete Stoßtrupps, die „schwarze Katzen" genannt wurden.

Wie waren die revolutionären Arbeiter und ihre militärischen Einheiten bewaffnet und ausgerüstet? Woher erhielten sie Bewaffnung und Ausrüstung?

Die Masse der Arbeiter besaß durch ihre Ausbildung in der kaiserlichen Armee und ihre Teilnahme am imperialistischen Krieg militärische Erfahrung. Sie waren ausgebildet an allen Waffen des imperialistischen Heeres — jedoch sie verfügten nicht über alle diese Waffen. Die Hauptwaffen der revolutionären Arbeiter waren das Gewehr 88, das Gewehr 98, die Pistole 08 sowie Handgranaten vom Typ Stielhandgranate. Als schwere Waffe kam das sMG 08 zum Einsatz. Daneben verfügten die

Die 1908 in die deutsche Armee eingeführte Infanteriepistole Parabellum Modell 1908 hat ein Kaliber von 8,85 mm. Ihr Gewicht mit Zubehör beträgt 1,245 kg. Das Magazin faßt 8 Schuß, die Gebrauchsschußentfernung



beträgt 50 m, die Feuergeschwindigkeit 10 Schuß/min.

revolutionären Kämpfer vereinzelt über Geschütze vom Typ Fk[1] 96 n/A, LfH[2] 98/09, LfH 16, Fk 16.

Die Revolutionäre bewaffneten sich selbst. Revolutionäre Soldaten brachten ihre Waffen aus dem Felde mit. Offiziere und Polizisten wurden entwaffnet. Das Volk stürmte Kasernen und andere militärische Objekte und nahm die dort lagernden Waffen- und Munitionsbestände in Besitz, so in Berlin, Dresden, Gera und anderen Orten. Auch in Düsseldorf, Frankfurt (Main), Halle (Saale), Hanau, Hildburghausen und in Leipzig wurden Arbeiterwehren aus revolutionären Arbeitern gebildet.

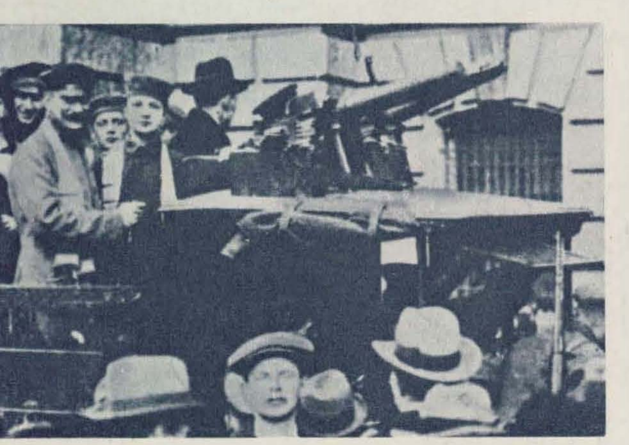
Während die Arbeiter sich militärisch organisierten und begannen, sich in der KPD eine marxistisch-leninistische Führungskraft zu schaffen — bereitete sich die Konterrevolution im Bündnis mit den Arbeiterverrätern in der SPD-Führung auf die blutige Niederschlagung der revolutionären Kräfte und auf die Liquidierung ihrer Führung vor.

Da es kaum gelang, geschlossene Fronttruppen gegen die Revolution einzusetzen, wurden neue Einheiten aus zuverlässigen Kräften gebildet: aus monarchistischen Offizieren und Berufssoldaten, entwurzelten und deklassierten Landsknechtsnaturen, verhetzten, das „bolschewistische Chaos" fürchtenden Soldaten. Diese blutdürstigen weißen Mordgarden wurden mit allen in den Schlachten des Weltkrieges eingesetzten und erprobten Waffen ausgerüstet. Sie verfügten selbstverständlich über die schon in der Bewaffnung der Arbeiter erwähnten Handfeuerwaffen und Geschütze. Hinzu kamen noch

[1] Fk = Feldkanone. [2] leichte Feldhaubitze



Maxim Modell 08 ist ein schweres Maschinengewehr vom Kaliber 7,9 mm. Die Patronenzuführung erfolgt durch Patronengurte für 250 Patronen. Die Waffe ist 22,5 kg, der Schlitten 37,5 kg schwer.



Die revolutionären Arbeiter setzten Maschinengewehre auf LKW, um auf diese Weise ihre „schwersten Waffen" beweglicher zu machen.

leichte und schwere Minenwerfer, Flammenwerfertrupps, Tanks verschiedener Typen, improvisierte gepanzerte und armierte Fahrzeuge, Panzerzüge und Flugzeuge. Für diese weißen Söldnertruppen gab es keinen Mangel an Ausrüstung und Munition – die sozialdemokratischen „Volksbeauftragten" und die Generale des Kaisers stellten alles im Überfluß zur Verfügung.
Der erste Großangriff der Konterrevolution richtete sich gegen die Volksmarinedivision. Am 24. Dezember 1918 wurden die nicht in Urlaub befindlichen Teile der Matroseneinheit im Berliner Schloß durch konterrevolutionäre Truppen zur bedingungslosen Kapitulation aufgefordert. Die 70–80 im Schloß befindlichen Matrosen, nur mit Gewehren, Pistolen, Maschinengewehren und einem Geschütz ohne Munition bewaffnet, lehnten das Ultimatum ab. Zehn Minuten später begann die Soldateska von mehreren Seiten zugleich mit 7,5-cm- und 10,5-cm-Geschützen auf Schloß und Marstall zu feuern. Die konterrevolutionären Truppen verwendeten auch Gelbkreuz- und Blaukreuzgranaten (Giftgasgeschosse), die aber größtenteils an den Außenmauern der Gebäude explodierten. Nach längerer Artillerievorbereitung gingen Sturmtrupps mit Handgranaten vor, konnten jedoch zurückgeschlagen werden. Die Entscheidung fiel, als Massen von Berliner Arbeitern den Matrosen zu Hilfe eilten und die Konterrevolutionäre zur Einstellung des Kampfes zwangen.
Doch die Reaktion war entschlossen, den Vortrupp der Revolution, der sich um die Jahreswende 1918/19 unter Führung der eben gegründeten KPD formierte, zu vernichten. Durch eine Provokation forderte sie die revolutionären Berliner Arbeiter Anfang Januar 1919 zum bewaffneten Kampf heraus. Aus dem Generalstreik Hunderttausender Arbeiter entwickelte sich eine bewaffnete Aktion revolutionärer Gruppen zum Sturz der Regierung Ebert/Scheidemann. Das entsprang einer falschen Einschätzung des Kräfteverhältnisses, denn die Masse der Arbeiter vertraute den verräterischen SPD-Führern noch. Die KPD war noch zu schwach, um die Massen zu gewinnen und ihre Führung zu übernehmen. Aber sie stellte sich mutig an die Seite der zum Kampf entschlossenen Arbeiter.
Während die weißen Divisionen und Freikorps unter der Führung des „Sozialisten" Noske den Ring um Berlin schlossen, strengten die Kommunisten und die revolutionären Obleute alle Kräfte an, um die Arbeiter systematisch zu bewaffnen. Aus den staatlichen Depots und Werkstätten in Spandau und Wittenau ließ man auf LKW Waffen nach Berlin transportieren. Kleinere Waffenbestände der Volksmarinedivision aus dem Marstall kamen hinzu. Waffendepots der Berliner Kommandantur wurden beschlagnahmt. Auch im Polizeipräsidium verteilte man Waffen. Bis zum Mittag des 6. Januar hatten etwa 3000 Arbeiter Gewehre erhalten. Maschinengewehre wurden auf LKW und Tempo-Dreiräder montiert, sie wurden so zu einer sehr

Taktisch-technische Daten der Feldkanonen, Feldhaubitzen und Minenwerfer

	Fk 96 n/A	Fk 16	LfH 98/09	LfH 16	leichter Minenwerfer	schwerer Minenwerfer
Kaliber cm	7,7	7,7	10,5	10,5	7,6	15,0
Rohrlänge Kal.	27	35	16	22	–	892 mm
Vo m/sec	465	420...602	302	400...427	121	124
max. Schußweite m	7800	10700	6300	9700	1312	1425
Gewicht kg	1020	1325	1225	1380	340	610

beweglichen Waffe. Alles in allem nahmen etwa 5000 Revolutionäre den Kampf gegen die anrückenden Noskebanden auf.
Am 11. Januar begann der Großangriff der Freikorps auf das Berliner Proletariat. Besonders heftige Kämpfe entbrannten um das von den Arbeitern besetzte Zeitungsviertel und um das Polizeipräsidium am Alex. Dabei setzten die Noskesöldner schwere Geschütze, Minenwerfer und Maschinengewehre ein. Sie konnten sich auf eine überwältigende Übermacht stützen: Den zwei Geschützen und dreißig Maschinengewehren der Verteidiger des Polizeipräsidiums z. B. konnten sie vier Feldgeschütze Kaliber 10,5 cm, fünf Feldhaubitzen größeren Kalibers, zwei Feldhaubitzen Kaliber 7,5 cm und zahlreiche MG entgegensetzen.
Als die Arbeiter niedergerungen waren, raste der weiße Terror. Auch die Führer der jungen KPD, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg wurden viehisch ermordet. Aber der Widerstandswille des Berliner Proletariats war noch



Panzer A7V im Einsatz gegen das Berliner Proletariat. Das Fahrzeug war mit einer 5,7-cm-Kanone und mit 6 schweren Maschinengewehren bewaffnet. Masse 32 t. Besatzung 1 Offizier und 17–25 Mann. Geschwindigkeit auf fester Straße 12–15 km/h.


Kruppsche Feldkanone 16, von konterrevolutionären Truppen in Berlin eingesetzt.

nicht gebrochen, die KPD lebte und kämpfte weiter. Deshalb wurde Berlin, wurden die Reste der Volksmarinedivision und die Republikanische Soldatenwehr im März 1919 erneut heimtückisch zu Kämpfen provoziert. Die Konterrevolution hatte eine spezielle Taktik zum Kampf gegen das revolutionäre Proletariat entwickelt und seit den Januartagen in Thüringen, in Bremen, in Leipzig und anderen Teilen Deutschlands erprobt. Diese Taktik sah vor: Die betreffenden Städte werden eingeschlossen, die revolutionären Zentren isoliert und aufgespalten. Durch Lügen über „roten Terror" werden die Truppen systematisch auf den Kampf vorbereitet. Kleine bewegliche Abteilungen mit Maschinengewehren und Minenwerfern gehen konzentrisch vor, um schlagartig die wichtigen Objekte unter schonungslosem Einsatz auch der schweren Waffen zu besetzen. Gegen die Revolutionäre wird grausamer Terror angewandt.
Nach diesem Motto wurde in Berlin gehandelt. Panzer und Panzerzüge wurden im Stadtgebiet eingesetzt. Schwere Artillerie und Minenwerfer richteten ihr Feuer auf Wohnviertel um den Alex und in Lichtenberg. Die von den Freikorps abgefeuerten zentnerschweren Minen durchschlugen selbst die Decke des Tunnels der Untergrundbahn. Die Konterrevolutionäre schreckten nicht einmal vor dem Einsatz von Flugzeugen und der Bombardierung Berlins zurück. Mit diesen barbarischen Methoden der Kampfführung gegen das eigene Volk durchzogen die weißen Truppen ganz Deutschland. Hatten ihre schweren Waffen gesiegt, dann ermordeten sie meuchlings Hunderte und Tausende Arbeiter – in Berlin, an der Wasserkante, im Ruhrgebiet und bei der Niederschlagung der Bayrischen Räterepublik.
Das revolutionäre deutsche Proletariat erlitt 1919 eine blutige Niederlage. Aber der Kampf war nicht umsonst. Im Januar boten 5000 Kämpfer den Weißen in Berlin die Stirn, im März waren es bereits 12000. Im Januar gab es in Berlin 300 Kommunisten, im Oktober 1919 waren es 12000. In den Kämpfen des Frühjahrs 1919 gaben 15000 der Besten ihr Leben, aber Hunderttausende traten an ihre Stelle – trotz der Niederlage des unabwendbaren Sieges der Revolution auch in Deutschland gewiß.

Technologien für heiße Minuten

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

In der modernen Luft- und Raumfahrt entstehen durch die Einwirkung hoher und extrem hoher Temperaturen auf Werkstoffe viele schwierige Probleme. An ihrer Lösung sind die meisten technologischen Teilgebiete in irgendeiner Form beteiligt. Der stürmische Fortschritt der Luft- und Raumfahrttechnik bringt es mit sich, daß heute Werkstoffe für solche Temperaturbereiche gefunden und eingesetzt werden müssen, die vor etwa anderthalb Jahrzehnten noch als völlig unzugänglich galten. Durch geschickte Ausnutzung der Stoffeigenschaften und optimale Anpassung von Werkstoff und Konstruktion an die „aerothermodynamische" Umgebung war es jedoch immer wieder möglich, auch die schwierigsten Hochtemperaturprobleme technologisch zu lösen.

Die extremsten Verhältnisse ergeben sich in dieser Hinsicht zweifellos beim Wiedereintritt ballistischer oder Raumflugkörper in die Erdatmosphäre. Die sehr hohe Eintrittsgeschwindigkeit (8 bis 10 km/s) hat zur Folge, daß die im Flugweg eines solchen Körpers befindliche Luftmasse an dessen Stirnfläche stark komprimiert wird und außerdem in der Grenzschicht zwischen Körper und Luftstrom einem Schervorgang (Reibungseffekt) ausgesetzt ist. Durch diese Vorgänge werden ganz beträchtliche Wärmemengen erzeugt, so daß die „aerodynamische Aufheizung" jederzeit in der Lage wäre, ungeschützte Konstruktionsteile von Eintauchkörpern (Raketenköpfe, Raumfluggeräte) zum Schmelzen und Verdampfen zu bringen. Die Größenordnung der dabei erzeugten Energien hängt im wesentlichen von der Eintauchgeschwindigkeit und der Körperkonfiguration ab.

Durch geschickte Auswahl und Abstimmung von Flugbahnverlauf, aerodynamischer Formgebung und anderer Parameter ist es im allgemeinen möglich, den am Flugkörper selbst wirksam werdenden Anteil der Aufheizungsenergie verhältnismäßig niedrig zu halten. Trotzdem bleiben die thermodynamischen Bedingungen noch so extrem hart, daß sie mit den konventionellen Werkstoffen und technologischen Mitteln nicht ohne weiteres beherrscht werden konnten. Hinzu kamen noch die sehr „engherzigen" Gewichtsforderungen der gesamten Raumfahrttechnologie sowie verschiedene mechanische und chemische Zusatzeffekte. So treten bei den Eintauchvorgängen hohe Staudrücke und dementsprechende Konstruktionsbelastungen auf, ferner oxydierende Wirkungen des Luftsauerstoffs. Alles in allem handelt es sich hierbei also um einen in verschiedenen Teilkomplexen wirksam werdenden intensiven Zerstörungsprozeß.

Weniger dramatisch in den eventuellen Folgen, dafür aber in technologischer Hinsicht nicht weniger kritisch sind die Verhältnisse in den Brennkammern von Raketen- und anderen Strahltriebwerken. Auch hier hat man es mit teilweise sehr hohen Wärmestromdichten zu tun, die von den thermochemischen Reaktionen der jeweiligen Treibstoffe ihren Ausgang nehmen und auf das Material von Brennkammern und Ausströmdüse entsprechend einwirken. Die hohen Temperaturen in Raketentriebwerken (bis zu etwa 3 500 °C) kommen dabei durch gleichzeitig hohe Brennkammerdrücke (70 at und mehr) besonders „effektvoll" zur Wirkung. Infolge der Strömungsbewegung der Verbrennungsgase – es wird mehrfache Schallgeschwindigkeit erreicht – wird das Material der Ausströmdüsen von Rakentriebwerken noch besonders hoch beansprucht. Bei Luftstrahltriebwerken treten wiederum Oxydationsprobleme hinzu. Im Falle von Feststofftriebwerken muß stets mit mehr oder weniger starken Erosionserscheinungen am Brennkammer- und Düsenmaterial gerechnet werden.

Die Frage nach Werkstoffen und technologischen Verfahren für den zuverlässigen Schutz von Eintauchkörpern gegen extreme Temperaturen ist heute absolut zufriedenstellend zu beantworten. Immerhin konnten in der praktischen Erprobung schon Eintauchtemperaturen von 10 000 bis 12 000 °C (Sonnenoberfläche rund 6 000 °C!) beherrscht werden. Das würde etwa den Bedingungen einer ungebremsten Rückkehr vom Mond (etwa 11 km/s Eintauchgeschwindigkeit) entsprechen. Für weniger extreme Belastungen läßt sich zunächst ein Weg beschreiten, bei dem man das hohe Wärmespeicherungsvermögen bestimmter Metalle (z. B. Kupfer oder Beryllium) ausnutzt. Man fertigt daraus sogenannte „Hitzeschilde" mit entsprechendem Wandstärkenverlauf an, um die beim Eintauchvorgang entstehende Wärmemenge zu absorbieren, ohne dabei den Schmelzpunkt des Schildmaterials zu erreichen. Die „Wärmesenke"-Methode erfordert, neben anderen Vorkehrungen hinsichtlich Oxydations- und Strahlungsverhalten, eine sehr genaue Kenntnis der aufzunehmenden Wärmemenge. Sie läßt keine größeren Toleranzen zu. Schon eine geringfügige lokale Überschreitung der zulässigen Höchsttemperatur würde eine Verminderung der ohnehin niedrigen Festigkeitswerte zur Folge haben und zur Zerstörung des Schutzschildes führen. Diese kritischen Details des Verfahrens beschränken seine Anwendung beträchtlich.

Eine in den Belastungstemperaturen nach oben praktisch unbegrenzt einsatzfähige und demzu-

folge sehr wirksame Wärmeschutzmethode besteht in der kontrollierten Abtragung einer geeigneten Schutzschicht oder -hülle. Dieser Vorgang wird auch „Ablation" genannt und das Verfahren selbst „Ablationskühlung". Hierbei wird der die Schutzhülle bildende Feststoff – meist ein glasfaserverstärkter Kunststoff – durch die hohe Temperatur an der Oberfläche kontinuierlich abgeschmolzen und zwar mit einer Geschwindigkeit, die genauso groß oder größer ist, als der auf Grund der niedrigen Wärmeleitfähigkeit solcher Stoffe nur langsam voranschreitende „Wärmeeinmarsch" in tiefere Schichten des Materials. Dadurch ist jeglicher Temperaturanstieg zur Innenseite der Schutzschicht unmöglich, und die strukturellen und apparativen Bauteile des zu schützenden Körpers bleiben auf Normaltemperatur. Im Gegensatz zu einer mit Flüssigkeit betriebenen Oberflächenkühlung (Film- oder Schleierkühlung) ist die Ablationskühlung völlig selbstregulierend und bietet somit ein hohes Maß an zusätzlicher Sicherheit. Bei genauer Kenntnis der thermodynamischen Verhältnisse läßt sich der Wandstärkeverlauf der Schutzhülle einwandfrei festlegen. Wegen seiner guten Anpassungsfähigkeit ist dieses Prinzip darüber hinaus auch bei der Konstruktion von Feststofftriebwerken zur Anwendung gelangt. Über Formkörper aus Glasfaser gewickelte und plastgebundene Brennkammern beherrschen heute praktisch das Feld. Gegenüber anderen Werkstoffen (Metalle usw.) bietet die hohe thermische und mechanische Robustheit derartiger Verbundwerkstoffe gerade in der Feststofftriebwerkstechnik besonders große Vorteile.

Im Triebwerksbau unter sogenannten Gleichgewichtsbedingungen setzt man andere Werkstoffe sogar für eine Betriebsdauer in der Größenordnung von Stunden ein. (Luftstrahltriebwerke). Hierbei liegen allerdings die Belastungstemperaturen wesentlich niedriger als beispielsweise in hochenergetischen Raketentriebwerken. Letztere erfordern grundsätzlich eine zusätzliche und hochwirksame Brennkammerkühlung, entweder durch eine Regenerativ- (Umlauf-) Kühlung allein oder durch eine kombinierte Regenerativ- und Filmkühlung der Brennkammerwand bzw. Düsenwandung. Als Werkstoffe finden vor allem hochlegierte Stähle – in Luftstrahltriebwerken auch mit den verschiedensten hochwarmfesten keramischen Überzügen-allgemeine Verwendung. Besonders temperaturbelastete Bauteile (z. B. Düsenhals in Raketentriebwerken) werden gegebenenfalls aus Graphit oder völlig aus modernen keramischen Werkstoffen hergestellt. Auch hochschmelzende Metalle, wie beispielsweise Molybdän, sind für spezielle Anwendungen durchaus einsatzfähig. In allen Fällen ist aber die optimale Anpassung an die thermodynamischen Umgebungsbedingungen ausschlaggebend für den erfolgreichen Einsatz.



Zeichnung: Hans Räde

MILITÄRTECHNISCHE *Umschau*

1,63 Millionen Diplomingenieure

In der Sowjetunion erhöhte sich die Anzahl der Wissenschaftler von 98 000 im Jahre 1940 auf 750 000 Ende 1967. Die Zahl der Diplomingenieure betrug 1940 rund 295 000 (USA 170 000) und 1965 bereits 1,63 Millionen (USA 725 000). 1940 gab es in der Sowjetunion 812 000 Studenten, 1966 4,12 Millionen.

1200-PS-Fahrzeuggasturbine

Ein für Gruben und Steinbrüche in den USA gebauter Muldenkipper mit 90 Mp Nutzlast hat Einzelradantrieb und erhält seine Energie von einer 1 200-PS-Gasturbine, die mit einem 750-kW-Generator gekoppelt ist. Die funktionswichtigen Bauteile der nur 160 kp schweren Turbine bestehen aus korrosions- und hitzebeständigen nickelhaltigen Legierungen, die unter den besonders harten Arbeitsbedingungen bei geringstem Wartungsaufwand eine lange Lebensdauer sichern. Die Turbine kann ohne Startvorbereitungen bei Temperaturen bis – 55 °C sofort angelassen werden und ist ohne Warmlaufen unverzüglich einsatzbereit. Die Gasturbine ist eine Version der Zweiwellen-Einkreis-Gasturbine T 58. Sie benötigt nur etwa 0,3 m³ Raum.

Kritische Masse verringert

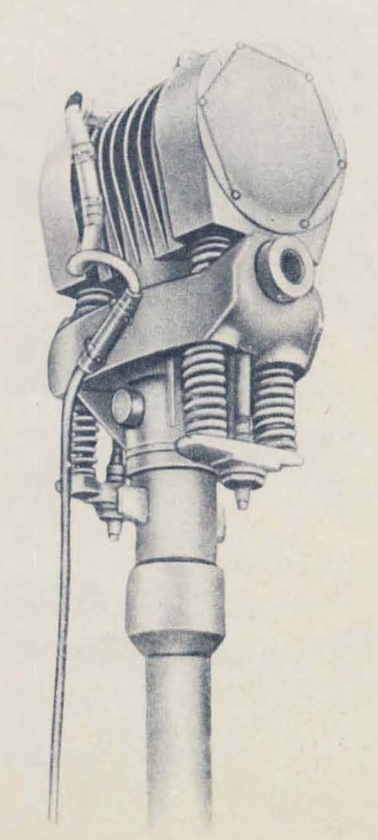
Während als kleinste kritische Masse für Uran 235 bisher die Masse von 339 g galt, haben neue Experimente jetzt als kleinste kritische Masse 242 g ergeben. Bei den Versuchen wurden Uran-235-Folien von 0,03 mm Dicke verwendet, die mit 3,2 mm dicken Polyäthylenschichten abwechselten. Als Reflektor diente Beryllium.

Fehlerkorrekturgerät FKG-T 50

Während die in praktischen Netzen gegebene Fehlersicherheit für die Übertragung herkömmlicher Fernschreibnachrichten ausreicht, stellt die Datenübertragung höhere Anforderungen. Dieser Forderung kommt das Fehlerkorrekturgerät FKG-T 50 des VEB RFT Meßgerätewerk Zwönitz nach. Es ermöglicht einen gegen Übertragungsfehler gesicherten Informationsaustausch zwischen zwei Telegrafieendstellen. Auftretende Fehler werden mittels einer wirksamen Kodierung erkannt und durch Wiederholung korrigiert. Das FKG-T 50 ist für den Betrieb in Zweidraht-Einfachstrom-Teilnehmeranschlußleitungen der Start-Stop-Telegrafie geeignet und in Vermittlungssystemen TW 39 bzw. TW 55 entsprechend Schaltkennzeichensystem B des CCITT, in Handvermittlungssystemen und in Standverbindungen mit Fernschaltgerät in HV-Schaltung einsetzbar. Als Nachrichtenerzeuger wird der durch das FKG-T 50 abrufbare RFT-Lochstreifensender T 53/11, als Nachrichtenempfänger die RFT-Fernschreibmaschine T 51 verwendet.

Polnische Rüttelhämmer

Die polnische Firma ZREMB – Solec Kujawski stellt die Rüttelhämmer WM-101 und WM-102 her. Der WM-101 dient zum Eintreiben und der WM-102 zum Ausziehen von Pfählen und dergleichen aus dem Erdreich. Mit dem WM-101 können Spundwände bis zu einer Tiefe von 8 m in körnigen nassen Baugrund eingetrieben werden. Stahlbeton-, Stahl- und Holzpfähle mit einer maximalen Querschnittsfläche von 220 mm × 220 mm treibt der WM-101 bis 6 m tief ein, offene Rohre von 15 Zoll Durchmesser bis 12 m tief, offene Rohre von 6 Zoll Durchmesser bis 60 m tief und Rohre mit Rohrschuh von 10 Zoll Durchmesser bis 8 m tief. Außerdem dient der WM-101 zum Aufbrechen von Beton, zum Zerkleinern festgefrorener körniger Stoffe, zum Verdichten tonartiger Böden und zum Einformen von Stahlbetonpfählen. Die Rüttelhämmer werden elektrisch betrieben.



Erprobungsstelle für Schiffstechnik

In Kiel befindet sich die Erprobungsstelle 73 der Bundeswehr für Schiffstechnik. Sie ist die jüngste der elf Erprobungsstellen der westdeutschen Bundeswehr. Am 1. 9. 1965 aufgestellt, hatte sie im Juli 1968 175 Beschäftigte. Der Stellenplan sieht insgesamt 284 Beschäftigte vor. Im Bereich Marinetechnik bestehen außerdem die Erprobungsstelle 71 für Marinewaffen in Eckernförde und die Erprobungsstelle 72 für magnetischen Schiffsschutz in Rendsburg mit Außenstellen in Kiel-Friedrichsort und Wilhelmshaven.

Plutonium für Taucheranzüge

Im Rahmen des Taucherexperiments SEALAB III werden Taucheranzüge benutzt, in denen sich jeweils vier Kapseln mit Plutonium 238 als Wärmequelle für die Heizung befinden. Jede Kapsel hat eine thermische Leistung von 105 Watt. Ein batteriebetriebenes Pumpsystem sorgt dafür, daß das in dünnen Plastschläuchen zirkulierende gewärmte Wasser alle Teile des Schutzanzugs erreicht. Dieses System gewährt dem Träger bei Wassertemperaturen bis etwa 7 °C und Tauchtiefen bis 180 m ausreichenden Schutz.

Gefechtsfeldaufklärung

Die westdeutsche Bundeswehr soll verstärkt mit Mitteln der Gefechtsfeldaufklärung ausgerüstet werden. So ist die Einführung von fünf Aufklärungsflugkörper-Systemen mit je zehn unbemannten Flugkörpern und den entsprechenden Leitsystemen vorgesehen, die im Divisionsbereich erprobt werden sollen. Auch das Artillerie-Funkmeßaufklärungsgerät „Green Archer" soll eingeführt werden.

Schäumende Farbe

Durch Beigabe spezieller anorganischer Phosphat-Farbpigmente erhält Latex-Anstreichfarbe einen Feuerschutzeffekt, wird aus den USA gemeldet. Die Pigmente bilden unter Flammeneinwirkung eine Schaumschicht, die mehrere hundertmal dicker ist als der ursprüngliche Anstrich, so daß das darunterliegende brennbare Material weitgehend geschützt wird.

Robot Rb 08

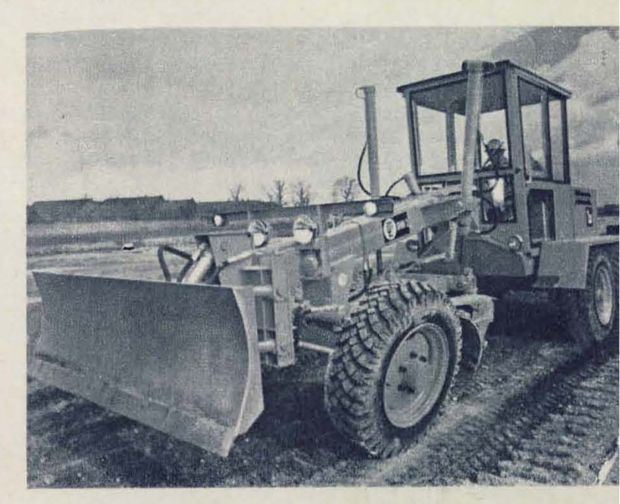
Die schwedische Firma Saab konstruierte für die Seestreitkräfte Schwedens eine neue Lenkwaffe. Als Grundlage diente die französische Lenkrakete Nord Aviation CT 20. Der Flugkörper hat faltbare Pfeilflügel und ein gepfeiltes



Leitwerk (V-Stellung). Eine Strahlturbine (Typ Turboméca Marboré) verleiht dem Flugkörper hohe Unterschallgeschwindigkeit. Starthilfsraketen beschleunigen die Lenkwaffe beim Start. Die Startmasse des gesamten Flugkörpers beträgt 1 200 kg, seine Länge 5,72 m, die Spannweite 3,01 m, die Höhe 1,33 m.

Motorgrader aus Halle

Der VEB Industriewerk Halle-Nord fertigt verschiedene Typen von Motorgradern, die vor allem zum Straßen- und Wegebau, zu Drainagearbeiten, zum Eisenbahn-Streckenbau, zum Kanal- und Flugplatzbau sowie für viele Aufgaben im Industrie- und Wohnungsbau und in der Land- und Fortwirtschaft eingesetzt werden. Zum Produktionsprogramm gehören die beiden leichteren Typen SHM 1 und SHM 2 mit luftgekühltem 45-PS-Dieselmotor und der schwere Typ SHM 5 mit 150-PS-Antriebsmotor. Planierschild, Aufreißer und Hangschar – sämtlich hydraulisch gesteuert – sind die hauptsächlichen Arbeitsinstrumente der Motorgrader. Das Bild zeigt den SHM 2.





Shenja Sobolewski, Student, Maler, Funker und Bordschütze, in den letzten Minuten seines Lebens.

Folgen Sie mir bitte gedanklich nach Moskau. Dort weilte ich vor einigen Monaten, damit beauftragt, gemeinsam mit anderen Kollegen sowjetische Filme auszuwählen, die auch in den Kinos unserer Republik gezeigt werden sollten. Zahlreiche Streifen der neuesten sowjetischen Produktion waren uns in dichter Folge vorgeführt worden. Ein wenig abgespannt, bekam ich die Szenenfotos des nächsten Films in die Hand. Sein Originaltitel „Chronik einer Sturzkampfbomberbesatzung" weckte Enttäuschung in mir.

Ganz ehrlich – ich hatte mir gewünscht, etwas Heiteres zu sehen und mußte nun befürchten, einen „harten" Soldatenfilm, sicherlich mit einem Kriegsthema, Kampfszenen und vielleicht sogar tragischem Tod kennenzulernen. Aber schon die ersten Szenen zogen mich – fast gegen meinen Willen – in den Bann des Geschehens.

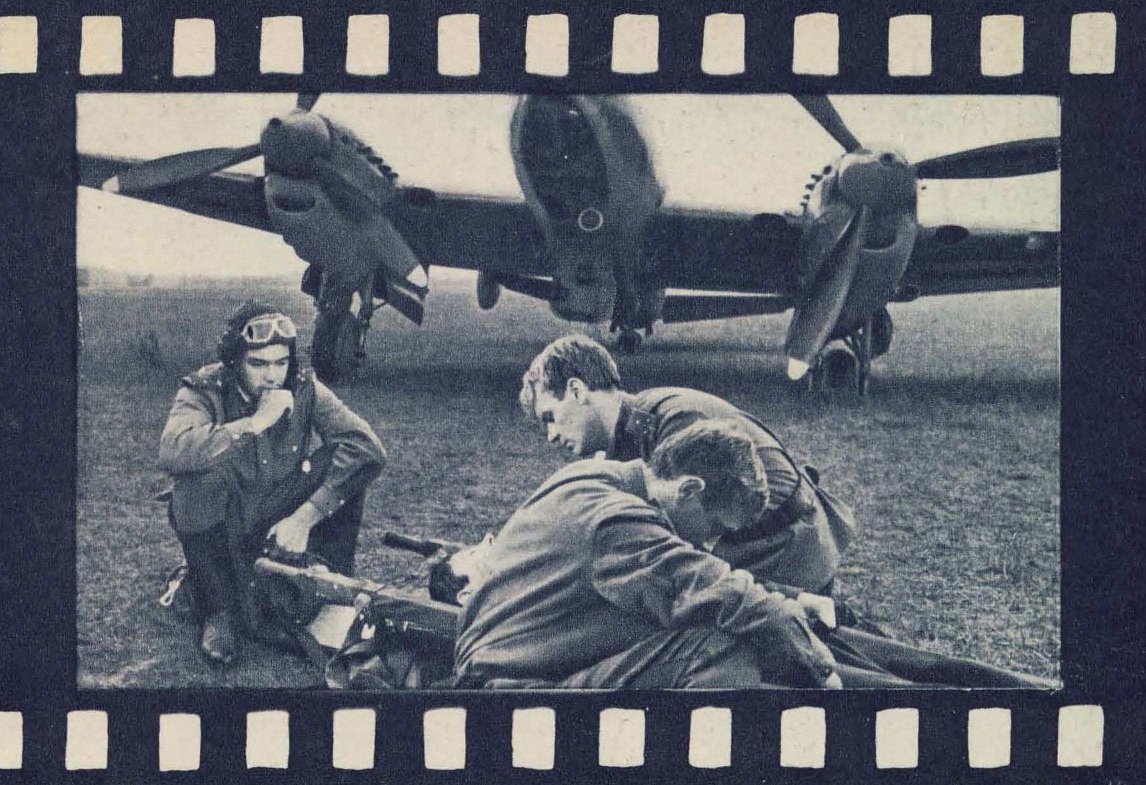
Heute gestehe ich gern, daß gerade dieser Streifen einen tiefen Eindruck bei mir hinterließ und mich das Kunstwerk noch immer beschäftigt.

Jetzt, da dieser Film in unseren Lichtspielhäusern unter dem deutschen Titel „Und sie waren noch nicht erwachsen" zu sehen ist, denke ich mit Sorge daran, daß vielleicht das Publikum vor den Schaukästen der Kinos nur kurz verweilen und ähnlich wie ich reagieren könnte: „Kriegsfilme gibts doch schon in Hülle und Fülle!" Ich weiß jetzt, daß auch jene Menschen, die mit Skepsis ihren Platz im Kino eingenommen haben, nach der Vorstellung bereichert und voller guter und nützlicher Gedanken und Gefühle nach Hause gehen werden.

„Und sie waren noch nicht erwachsen" will nicht die Aufmerksamkeit der Verehrer von filmischen Experimenten auf sich lenken. Es gibt weder außergewöhnlich bewundernswerte Schauspielkunst, noch blendende Kameraeinfälle oder Regieleistungen berühmter Filmschöpfer. Sehr schlicht und überzeugend dargestellt wird eine einfache Geschichte. Wir erleben die Schicksale junger Menschen – Soldaten.

Die Leser haben sicher bemerkt, daß ich meine Liebe für diesen sowjetischen Film bei ihnen gern in ein Interesse ummünzen möchte. Aber es erscheint mir unmöglich, die Handlung so zu erzählen, daß sie etwas vom poetischen Cha-

Erregende Soldatenschicksale in dem neuen sowjetischen Filmkunstwerk „Und sie waren noch nicht erwachsen"



rakter des Kunstwerkes vermittelt. Wertvoll wird der Film durch die Verhaltensweisen der Menschen.

Die Geschichte der jungen Besatzung eines sowjetischen Sturzkampfflugzeuges ereignete sich im Jahre 1944. Die drei Soldaten sind enge Freunde und trotz ihrer Jugend ausgezeichnete und erfahrene Flieger. Als anläßlich der Befreiung der Stadt Pinsk im Flugstützpunkt ein Freudenfest gefeiert wird, kommt am Höhepunkt der Fröhlichkeit die Botschaft, daß der beliebte Kamerad Mitja tot von einem Aufklärungsflug zurückgebracht wurde. Erschüttert sitzen die Soldaten nun in der Kantine. Die drei jungen Helden des Films lassen sich durch das taktlose Verhalten eines angetrunkenen Offiziers zu einer Schlägerei hinreißen. Für ihre Disziplinlosigkeit werden sie mit Arrest bestraft. In der Zelle haben sie Zeit, über den Tod und den letzten Kampfauftrag ihres Kameraden Mitja nachzudenken. Mitja sollte die in der Nähe gelegenen Flugplätze der Faschisten ausfindig machen. Einer der drei Arrestanten, Flugzeugführer Sergej Archipzew, entwickelt eine neue These, nach der die Bomber der Faschisten nicht auf großen zentralen Flugplätzen, sondern auf mehreren kleinen, verdeckten stationiert sein müssen. Nach der Arrestzeit wird den Freunden befohlen, beim nächsten Flug ihre Vermutung zu überprüfen. Nach einem schweren Einsatz kehren sie mit der Gewißheit heim, daß ihre Annahme sich bestätigt hat. Nun wird im Stützpunkt ein Großangriff vorbereitet. Die drei erhalten den

Mitja hat während eines Aufklärungsfluges den Tod gefunden, doch das Gelöbnis seiner Kameraden, die faschistischen Mörder von der heimatlichen Erde zu vertreiben, ist um so unerschütterlicher.

Auftrag, als Führungsflugzeug den Kampf einzuleiten. Direkt über dem Zielgebiet wird ihre Maschine getroffen und einer der Freunde getötet. Die Funkverbindung zum Stützpunkt reißt ab. Faschistische Jäger versuchen, das Flugzeug zum Landen zu zwingen. In dieser ausweglosen Situation stürzen sich die beiden überlebenden Kameraden mit ihrer Maschine auf die unten stehenden Bomber und finden selbst den Tod.

Ich hoffe, daß die Leser nach der nüchternen Schilderung des äußeren Geschehens neugierig darauf sind, zu erfahren, wer diese drei jungen Flieger sind. Sicher auch ist aufgefallen, daß die Arrest-Szene besonders augenfällig verdeutlicht, aus welchem Holz die Helden geschnitzt sind. Ich muß zugeben, daß diese Entdeckung für mich etwas frappierend war. Obwohl ich als Frau nicht genau weiß, wie Soldaten darüber denken, so hatte ich bisher immer das Gefühl, „Arrest" sei etwas, worüber man lieber schweigt. Nicht bei jedem Sünder, so glaube ich vermuten zu dürfen, stellt sich schon in der Zelle die beabsichtigte Wirkung ein. Erste Reaktion wird oft Trotz sein.

Diese jungen Leute aber empfinden ihre Strafe als berechtigt. Sie wissen, daß die Vorgesetzten im Interesse einer eisernen Disziplin



Shenjas Bilder sind für die Lieben zu Hause bestimmt – und nicht selten der allerletzte Gruß.

so handeln mußten, weil die drei, obwohl moralisch im Recht, die Ehre ihres gefallenen Freundes Mitja mit unerlaubten Mitteln verteidigten. Wichtiger als alles Rechtfertigen und Grübeln ist für die Soldaten der Gedanke an das Morgen: Der Tod Mitjas läßt nicht Zeit zum Trauern, er zwingt zu intensiven Überlegungen, wie der Tod anderer Kameraden verhindert werden kann: wie die todbringenden Faschisten vernichtet werden können.
So wird während des Arrests jene Idee geboren, die eine wichtige Operation des Truppenteils einleitet! Für einen Sieg, dem die drei Helden ihr Leben opfern.
Es enthüllen sich dem Zuschauer die Charaktere der Flieger. Wir erleben ihre Träume von Vergangenem, ihre jugendlichen Sehnsüchte an die Zeit nach dem Krieg. Die Lebensjahre der drei jungen Leute zusammengerechnet, ist die Besatzung nicht einmal 60 Jahre alt. Der älteste von ihnen ist der Kommandant Sergej Archipzew, im Zivilberuf Lehrer. Seine Erinnerungen beziehen sich meist auf Kinder. Ihrer liebevollen Erziehung will er sein ganzes Leben widmen, er wird ihre Fragen beantworten und ihnen die Schönheiten des Lebens zu erklären versuchen. Er ist der Reifste und Ernsthafteste, das Vorbild der Jüngeren.
Der Bordschütze Wanja Gurewitsch besuchte, bevor er seinen Dienst in der Armee antrat, eine Musikhochschule zum Violinstudium. Von Wanja erfährt das Publikum, daß er als Student ein rechter Langschläfer war. Sein alter Vater, ein Schuhmacher, mußte ziemlich handgreifliche Mittel wählen, um ihn morgens zu wecken. Oft kam ein Schuh an die Tür geflogen. Sicherlich haben die Kameraden auch jetzt noch manches Mal Mühe, ihn zu wecken. Jedenfalls ist Wanja ein Spaßvogel. Er feiert gern Feste – sie müssen natürlich „zünftig" sein. Mit viel Aufwand, sogar derben Schimpfereien bemüht er sich, für eine Feier Schnaps zu besorgen. Schließlich treibt er Sprit und Fruchtsirup auf. Mit langwierigen, ernsthaften Zeremonien mischt er das Zeug und stellt – nachdem er gründlich gekostet hat – entzückt fest, daß er einen „echten Likör" fabriziert hat.
Der junge Maler Shenja Sobolewski kommt seiner Pflicht als Schütze und Funker nach. Wenn Shenja fast alle Soldaten der Kompanie in der knapp bemessenen Freizeit porträtiert, weiß er mit viel Geschick die Charaktereigenschaften seiner Kameraden auszudrücken. Er respektiert sogar ihre kleinen Eitelkeiten, weil ja die Bilder für Eltern und besonders für Freundinnen und Bräute bestimmt sind.
Von Shenja selbst erlebt der Zuschauer die Rückerinnerung an das erste Liebeserlebnis. Er hatte in einer Kunstausstellung, wo er sich zu Studienzwecken aufhielt, ein junges Mädchen beobachtet, das Gruppenführungen für die Besucher veranstaltete. Um mit ihr allein durch die Ausstellung gehen zu können, kratzt er all



Sprit und Fruchtsirup ergeben einen „Likör", mit dem man getrost auf einen soeben errungenen Sieg über die Faschisten und deren unabänderliche künftige Niederlage anstoßen kann.

sein Geld zusammen, denn er muß für 30 Personen zahlen. Das Mädchen lächelt; es lächelt verständnisvoll und auch froh über diesen schüchternen Versuch Shenjas, ihre Bekanntschaft zu machen.
Die Erinnerungen und Verhaltensweisen der Helden sind nie sentimental oder gar heroisch. Die Jungen sind lebenslustig, humorvoll, selbstbewußt. Sie haben Spaß am Spott und der Selbstironie. Ihre intelligente Nüchternheit führt zu Reaktionen und Handlungen von erfrischender Komik. Sie zeigen sich aber nie oberflächlich, sie nehmen das Leben ernst, und es ist für sie schön und lebenswert. Ihre Ernsthaftigkeit und ihr Patriotismus, ihre unbedingte Bereitschaft zur Pflichterfüllung charakterisieren den hohen moralischen Wert ihrer Persönlichkeiten.
Die Charakterzeichnung der Flieger wäre unvollständig, wenn man nicht ihr Verhältnis zu dem alten Bodenmechaniker erwähnen würde. So sehr sie mit ihm spötteln, ihn verulken und – für Außenstehende – gar nicht sehr ehrerbietig behandeln, so innig und achtungsvoll ist ihr Verhältnis zu ihm. Es gibt keine Kluft zwischen den Generationen. Auch der Alte liebt die Jungen. Er zittert bei jedem Flug um sie. Ihre Maschine wird von ihm nicht nur mit Sorgfalt, sondern geradezu mit Pedanterie gepflegt. Er ist froh, wenn sie von einem schweren Flug zurückkommen und nur lässig zu ihm sagen: „Na, und Du bist glücklich, daß Du uns wieder hast?" ...
Es ist schwer, den nüchternen, sehr modernen, lakonischen und heiteren Erzählstil des Films wiederzugeben. Den Filmschöpfern gelingt es, mit einem Thema aus der Zeit der letzten siegreichen Phase des Großen Vaterländischen Krieges ganz selbstverständliche Assoziationen zu den sozialistischen Soldaten von heute zu wecken. Die drei Jungen sind, was ihren Typ und ihre Verhaltensweisen anlangt, so treffend modern gewählt und dargestellt, daß es keine Schwierigkeiten bereitet, sich mit ihnen und ihren Anschauungen zu identifizieren. Trotz des tragischen Ausgangs der Geschichte bleibt nur wenig Traurigkeit im Publikum zurück, sondern Stolz auf die drei Jungen, deren Tod selbstverständliche und unabdingbare Vollendung ihres Lebenswillens ist.
Ich habe durch diesen Film auch die jungen Soldaten unserer Volksarmee besser verstehen lernen können. Vielleicht vergessen wir Zivilisten doch manchmal über der großen Aufgabe der Soldaten, wie jung sie noch sind.
Der Film „Und sie waren noch nicht erwachsen" läßt uns unser Jungsein und unsere Lebensfreude noch tiefer empfinden. Er stärkt uns zugleich aber auch für die wichtigste aller heutigen Aufgaben: Mit Leib und Leben die Unantastbarkeit der sozialistischen Heimat zu sichern.

Gisela Arlt



Mehrere Tage weilte unser Reporter Hartmut Wagner
im Truppenteil „Soja Kosmodemjanskaja". Zusammen mit der
Besatzung Kerb nahm er
am Gefechtsdienst teil, kam um 19 Uhr
vom Panzerschießplatz und fuhr vier Stunden später
bereits wieder zum Nachtschießen hinaus,
war sowohl beim Polituntericht
als auch beim Dienstsport dabei. In diesen Tagen erfuhr er, wie die
Besatzung Kerb seit Jahresbeginn
im sozialistischen Wettbewerb gewachsen ist. Die Vier waren

Wahrhaftig keine Engel

Richtschütze Hans-Jürgen Ludwig ist ärgerlich, ach was, er ist ausgesprochen wütend. Am liebsten möchte er das Zielfernrohr des Panzers in Stücke reißen. Dabei liegt die Schuld allein bei ihm. Er hatte das Gefechtsschießen zu leicht genommen, sich beim Anrichten nicht richtig konzentriert. Als die erste 100-mm-Granate zu weit links einschlug, wurde er nervös. Die zweite Granate landete rechts vom Ziel, das dritte war ein Kurzschuß. Die Kameraden – Kommandant Gerhard Kerb, Fahrer Peter Schütze und Ladeschütze Peter Arendt – hatten nicht viel Worte verloren. Sie hatten sich gut auf die Übung vorbereitet, ihr Bestes getan – er aber glaubte, er hätte versagt. Das ist es, weshalb Gefreiter Ludwig so wütend auf sich selbst ist . . .

Etwas anders liegt die Sache bei Unteroffizier Peter Schütze. Er ist Panzerfahrer mit Leib und Seele. Daß er als Fahrer allerdings auch noch andere Pflichten hat . . .

Eines Tages kommt Peter Schütze von der Fahrschulstrecke. Er war die ganze Nacht gefahren. Regen hatte die Erde aufgeweicht, ihm das letzte abverlangt. Peter muß den Panzer im Freien warten. Dabei ist er naß bis auf die Haut und müde zum Umfallen. Und gerade in dem Moment, wo er sich in Gedanken schon das Deckbett über die Ohren zieht, befiehlt der Technische Offizier, die Besatzung soll einen Panzer zusätzlich warten. Da denkt Peter Schütze nicht mehr daran, daß er Soldat ist – er sieht nur noch rot.

„Macht euren Mist doch alleine!" meckert er los. „Müßt ihr mir mit der Wartung gerade jetzt auf den Wecker fallen!"

Er hat Glück, der Offizier hört ihn nicht.

Auch bei einer anderen Gelegenheit gibt es im Frühjahr Ärger mit ihm. Beim Kompanie-Gefechtsschießen hatte er dem Panzer die „Ohren" – die Verkleidung an den Enden der Ketten – eingedrückt. Das kann schon mal passieren. Als die anderen Besatzungsmitglieder am Sonntag nachmittag in den Fahrzeugpark gehen, um den Schaden zu reparieren, bleibt Peter Schütze ruhig auf seinem Bett liegen, als ginge ihn das nichts an. Erst ein Offizier muß ihn auf Trab bringen . . .

Fragte man zu Beginn dieses Jahres in der Kompanie Schober jemand nach dem Soldaten Peter Arendt, erhielt man gewöhnlich zur Antwort:

„Ja, da gibt's nicht viel zu sagen. Der macht seine Sache."

Klein und schmächtig, so hatte er doch einen imponierenden Einstand gegeben . . .

Vor einer Reparatur muß der Panzer abmunitioniert werden. „Hugo" – wie die Panzerleute ihre Ladeschützen nennen – reicht die fast zentnerschweren Granaten aus dem Panzer, und Hans-Jürgen Ludwig nimmt sie ihm ab.

Nach fünf Granaten denkt der Gefreite im Stillen: „Na, jetzt wird sich ‚Hugo' wohl bald melden." Doch es kommt keine Bitte um Pause. Geschoß für Geschoß wandert aus dem Turm. Der Schweiß beginnt zu strömen. Nach 15 Granaten wird es Hans-Jürgen schließlich unheimlich, und er macht selbst das Angebot:

„Woll'n wir mal 'ne Fuffzehn . . .?"

„Wart' noch ein bißchen", kommt postwendend die Antwort.

Und so werden auch die 20. und alle Granaten hintereinander ausgeladen, bis der Panzer leer ist. Ja, seine Arbeit macht der „Hugo", still und unauffällig. Eigentlich zu still, denn auf Grund seiner Leistungen könnte er beispielsweise dem Fahrer ruhig mal ein paar Takte sagen, wenn der aus der Reihe tanzt. Aber da schweigt Peter Arendt meistens noch.

Eine Korrektur

Einige Zeit später sind alle drei zunächst erst einmal stumm. Unterleutnant Gerhard Kerb,

Mitglied der Sozialistischen Einheitspartei und FDJ-Sekretär der Kompanie, hat soeben seine Gedanken über den Wettbewerb geäußert. Die wollen ihnen nicht schmecken.
Gewiß, vor einigen Wochen waren sie alle dafür, daß ihr Zug die anderen beiden Züge der Kompanie zum Wettbewerb in der Aktion „Roter Kampfwagen" aufrief. Das schien ihnen damals noch so auszusehen wie manches Mal vorher: ein großer Aufruf – und damit hatte sich die Sache erledigt.
Jetzt aber geht es darum, was sie im Wettbewerb erreichen, welche Aufgaben sie sich stellen wollen. Auf ihren ablehnenden Gesichtern ist ziemlich deutlich zu lesen, was sie denken: Wer weiß, welche zusätzlichen Belastungen da auf uns zukommen! Der Richt- und der Ladeschütze erinnern sich an die kleinen Reibereien in der Besatzung, an die mangelnde Kameradschaft ihres Fahrers, während Peter Schütze noch mehr Kritiken befürchtet. Nein, begeistert sind sie keinesfalls.
Unterleutnant Kerb hatte das geahnt. Er war zwar erst vor einem Jahr von der Offiziersschule gekommen, doch der Kommandeur der Einheit, Major Heini Gieschen, schätzt ihn bereits jetzt als einen der besten Zugführer. Oft genug saß er nach dem Dienst mit seiner Besatzung zusammen; jeden einzelnen kennt er genau.
Der Zugführer greift zu seinem Arbeitsbuch und liest die Ergebnisse des ersten Ausbildungshalbjahres vor. Er zählt auf, was seiner Meinung nach bei richtiger Ausnutzung der Ausbildungsstunden erreicht werden könnte.
„Je besser wir unser Handwerk verstehen, desto weniger Chancen hat unser Gegner jenseits der Elbe", betont er.
Hans-Jürgen Ludwig geht als erster aus sich heraus. „Also", beginnt er, noch überlegend, „im ersten Halbjahr hatte ich eine 3 in der Panzerschießausbildung. Eigentlich könnte ich jetzt eine 2 erreichen. Bei einzelnen Übungen hab' ich sie ja schon geschafft." Er schweigt einen Moment, dann fügt er hinzu: „Überlegen müßte ich mir das schon nochmal."
Der Bann ist damit erst einmal gebrochen. Weitere Vorschläge kommen, wenn auch noch zögernd. Sie werden diskutiert. Aber richtig festlegen möchte sich noch niemand.
Unterleutnant Kerb läßt seinen Genossen Zeit. Als FDJ-Sekretär der Kompanie ist er mitverantwortlich für den Wettbewerb. In der Vergangenheit hat er vieles lieber allein gemacht, statt andere Genossen, insbesondere die FDJ-Leitung, zur Mitarbeit zu erziehen. Als er dann im Frühjahr zeitweilig abkommandiert war, bekam er die Quittung: Niemand von der FDJ-Leitung reagierte auf den Aufruf des Truppenteils Loitsch. Und da auch der Kommandeur den Wettbewerb nicht konkret genug organisiert hatte, gingen wertvolle Wochen verloren, in denen nichts geschah. Diesmal wird Unterleutnant Kerb anders vorgehen.
Am nächsten Abend sitzen sie wieder zusammen. Jeder hat sich seine Vorschläge noch einmal durch den Kopf gehen lassen, hat abgewogen, was er wirklich erreichen kann.
„Wenn Hans-Jürgen seine Note in der Panzerschießausbildung verbessert – warum soll ich bei den Schulübungen nicht auch von der 3 auf eine 2 kommen?" sagt Peter Arendt.
Peter Schütze packt der Unterleutnant schließlich bei seiner Fahrleidenschaft: Die Einheit soll einen neuen Panzertyp bekommen. Dessen Überlegenheit westlichen Typen gegenüber



kann natürlich nur der Fahrer voll ausspielen, der einwandfrei damit zurechtkommt.

„Na, so dußlig bin ich doch wohl nicht!" begehrt er auf. Und er meint damit gleichermaßen, daß unsere Soldaten weder zu dumm zum Beherrschen ihrer Waffen sind noch so einfältig, daß sie die Gefährlichkeit des Gegners unterschätzen.

Auch über Disziplin und Kameradschaft sprechen sie. Während sie ihre Verpflichtungen niederschreiben, wissen Unterleutnant Kerb, Unteroffizier Schütze, Gefreiter Ludwig und Soldat Arendt, daß dies ihre schwierigste Aufgabe sein wird.

Auf die neue Tour

Peter Schütze hat wieder einmal die Nase voll. Er soll noch eine unvorhergesehene Reparatur ausführen.

„Rutscht mir doch den Buckel 'runter!" knurrt er halblaut und will zu einer langen Schimpfkanonade ansetzen. Da bekommt er einen Stoß in die Rippen.

„Halt doch die Klappe!" zischt ihm Peter Arendt zu.

Der Fahrer ist über die Attacke des sonst so ruhigen Ladeschützen derartig verwundert, daß er nicht mehr viel hervorbringt. Erst etwas später, als die drei wieder allein sind, diskutieren sie weiter.

„Was nutzen deine gute Fahrtechnik und unsere Treffer, wenn du uns mit deiner ewigen Meckerei bei der Einschätzung mit reinreißt", hält ihm Peter Arendt vor.

Der Fahrer merkt schließlich, worum es den anderen geht: Bei Übungen wie beim Wettbewerb ist jeder auf den anderen angewiesen. Wenn nur einer aus der Reihe tanzt, sind die Anstrengungen der anderen vergeblich.

Beim nächsten Mal beißt sich Peter Schütze auf die Zunge, als ihm wieder etwas über die Lippen rutschen will. Es fällt ihm ziemlich schwer. Bald danach platzt er es dennoch heraus, und der Kommandant hört es.

Als Unterleutnant Kerb nach der Übung zu ihm kommt, sieht Peter Schütze schon an dessen Augen, was er will. „Verdammt", denkt er. „Jetzt gibts ein Donnerwetter."

Doch das Gewitter bleibt aus. Unterleutnant Kerb fragt statt dessen ruhig:

„Glauben Sie, daß Sie in den drei Jahren, zu denen Sie sich verpflichtet haben, durch Ihre Nörgeleien ein besserer Panzerfahrer werden? Oder daß Sie Ihren Kameraden damit einen Dienst erweisen?" ►



Peter Schützes Aufbrausen ist, wie auch vorher meistens, nach kurzer Zeit verpufft. Er weiß nicht viel zu erwidern; die kameradschaftliche, sachliche Art des Kommandanten beeindruckt ihn mehr als ein Donnerwetter.

Auch sonst merkt Peter Schütze, daß er auf die alte Tour nicht mehr weit kommt. Seit der Geschichte mit den „Ohren" nämlich nehmen ihm Hans-Jürgen Ludwig und Peter Arendt keinen Handschlag mehr ab. Gewiß wäre damals eine offene Aussprache besser gewesen als dieses Links-liegen-Lassen, doch auch das verfehlt seine Wirkung nicht. Wenn der Fahrer beispielsweise während einer Marschrast Öl und Wasser auffüllen, den Motor überprüfen und die Ketten spannen muß, die anderen aber im Gras liegen, dann läßt ihn das doch nicht gleichgültig. Es fällt ihm schwer, das zuzugeben, aber beim nächsten Parktag packt er stillschweigend zu, als die beiden anderen sich mit dem Auswechseln eines Aggregats abplagen.

Drei plus eins = „Geschafft!"

Die Veränderungen gehen nur langsam, zunächst kaum merkbar vor sich. Es gibt auch Rückfälle. Peter Schütze spürt jedoch immer mehr, daß er in einem guten Kollektiv mehr leisten kann.

Da ist zum Beispiel die Überprüfung im 3000-Meter-Lauf. Peter Schützes Lieblingsstrecke ist das nicht gerade; bisher bekam er für seine Zeiten fast immer eine 5. Während er dem Lauf noch mißmutig entgegensieht, haben die drei anderen bereits einen Plan ausgetüftelt, wie sie es erreichen können, daß alle Besatzungsmitglieder die Bedingungen erfüllen. Gemeinsam weihen sie Peter in die Einzelheiten ein.

Und tatsächlich laufen Gerhard Kerb einer 1 und Peter Arendt einer 2 entgegen. Hans-Jürgen Ludwig jedoch bleibt ständig an Peters Seite, leistet Schlepperdienste. Der Gefreite achtet auf den Laufrhythmus, feuert ihn an. Und Peter Schütze rennt, rennt wie noch nie. Schweißüberströmt langt er im Ziel an, erfährt dort seine Note: eine 4!

„Geschafft!", denkt er froh. Zugleich erfüllt ihn Hochachtung für Hans-Jürgen Ludwig, der seinetwegen ebenfalls nur eine 4 bekommen hat, obwohl er sich eine glatte 1 hätte erlaufen können.

Bleibt nur noch hinzuzufügen, daß Peter Schütze die Umstellung auf den neuen Panzertyp in ganz kurzer Zeit abschloß. Schon bei der 13. Fahrschulübung erreichte er die Note 1.

Die Bestätigung

Das tiefe, satte Brummen der Panzermotoren erfüllt die Nacht. Die Besatzung Kerb steht mit ihrem Fahrzeug am Beginn der Schießbahn und wartet auf das Startzeichen. Da ertönt das Kommando:

„Adler 1" — Peter Schütze legt den 2. Gang ein — „vorwärts!"

Mit dem linken Fuß läßt Peter die Kupplung kommen, gibt mit dem rechten Gas. Rasch gewinnt der Koloß an Tempo, fährt auf die bei Dunkelheit mit bloßem Auge unsichtbaren Ziele zu.

Der Kommandant hatte, wie bei jeder Übung, vorher mit seinen Genossen die Aufgabe durchgesprochen: die günstigste Fahrweise, die Art der zu erwartenden Ziele, die Schießregeln.

Richtschütze Hans-Jürgen Ludwig visiert bereits sichtlich seine 2 in der Schießausbildung an; die Scharte von damals ist längst ausgewetzt. Das energische Training am Polygon trägt seine Früchte. Jetzt gilt es, die bisherige Entwicklung zu bestätigen.

Konzentriert blickt Hans-Jürgen Ludwig durch das Nachtsichtgerät. Auf der kreisrunden, milchig-grünlichen Scheibe ist die Landschaft wie auf einem etwas unscharfen Fernsehbild zu erkennen. Mehrere hundert Meter reicht der Kegel des Infrarot-Scheinwerfers, dessen unsichtbare Strahlen die Umgebung abtasten und für den Richtschützen sichtbar machen.

Da — etwas halbrechts — entdeckt Hans-Jürgen das erste Ziel. Durch eine leichte Turmdrehung nimmt er es genau ins Visier. Schon kommt ein neues Kommando.

„Adler 1 — Feuer!"

„Langsamer!" ruft er über die Bordsprechanlage dem Fahrer zu. Peter Schütze bremst vorsichtig, damit er besser zielen kann.

Bruchteile einer Sekunde vergehen — der MG-Schuß bricht. Ein grüner Strich auf dem Nachtsichtgerät. Das Leuchtspurgeschoß jagt in langgestrecktem Bogen auf das Ziel zu.

„Treffer!" ruft der Richtschütze. Sofort gibt der Fahrer wieder Gas, um die Strecke in der vorgeschriebenen Zeit zu durchfahren. Sein Nachtsichtgerät, nicht ganz so weitreichend wie das des Richtschützen, zeigt ihm jede Bodenwelle, jedes Gebüsch.

Zwei weitere Ziele sind noch zu bekämpfen. Und beide Male meldet Hans-Jürgen Ludwig: „Treffer!"

Die Probe ist bestanden.

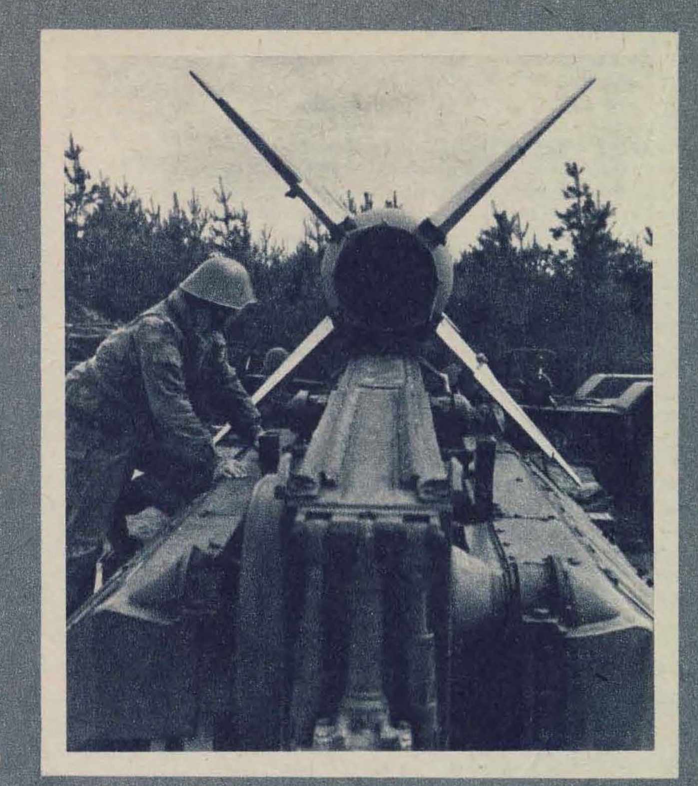
●

Wenn diese Reportage erscheint, hat Hans-Jürgen Ludwig seinen Ehrendienst in der NVA beendet und arbeitet wieder als Kellner. Seinen Platz in der Besatzung nimmt Peter Arendt ein, während ein neuer Genosse die ersten tastenden Schritte als Ladeschütze versucht.

Die Umstellung in der Besatzung, die Aneignung neuer Fertigkeiten und Kenntnisse im Waffenhandwerk fallen zusammen mit dem Beginn der nächsten Etappe im sozialistischen Wettbewerb zum 20. Jahrestag unserer Republik. Sie steht unter dem Motto „0-Punkt 20. Marschrichtungszahl 7/10". Als ich die Genossen fragte, ob sie wieder dabei sein würden, kam ganz selbstverständlich und ein wenig herausfordernd die Antwort:

„Das möchte sein!"

NVA DIENST-LAUF-BAHNEN



Fla-Raketentruppen

Die Fla-Raketentruppen sind als eigene Waffengattung ein wesentlicher Bestandteil der Luftverteidigung und ein ausschlaggebender Faktor zur Sicherung des Luftraums der Deutschen Demokratischen Republik. Die Kampfeigenschaften und Feuermöglichkeiten ihrer technischen Kampfmittel stellen eine völlig neue Qualität der Fliegerabwehrbewaffnung dar. Mit modernen Boden-Luft-Raketen sowjetischer Konstruktion und hochleistungsfähigen elektronischen Leitanlagen, Funkmeßgeräten u. a. ausgerüstet, können sie unabhängig vom Wetter sowie von der Jahres- und Tageszeit gegnerische Luftziele mit einer Geschwindigkeit bis zu 600 m/s und in Höhen bis zu 30 000 m wirkungsvoll bekämpfen. Die Raketen sind während des Fluges lenkbar, so daß weder Höhen- noch Geschwindigkeitsmanöver gegnerischer Luftziele wesentliche Auswirkungen auf die Trefferwahrscheinlichkeit haben. Die Fla-Raketentruppen erfüllen ihre Aufgaben zum Schutz des Luftraums im engen Zusammenwirken mit den anderen Waffengattungen der Luftverteidigung, namentlich mit den funktechnischen Truppen, sowie mit den Luftverteidigungskräften der sowjetischen Streitkräfte und der anderen sozialistischen Bruderarmeen.

OFFIZIERE, Ingenieur der Fla-Raketentruppen

Anforderungen

Die Offiziersbewerber müssen der Arbeiter-und-Bauern-Macht der DDR treu ergeben und bereit sein, als Berufssoldat zu dienen. Schulische und berufliche Voraussetzungen: Abitur oder Abschluß der 10. Klasse mit Facharbeiterbrief in einem artverwandten Beruf der Elektro- oder elektronischen Industrie bzw. als Funk-, Fernseh-, Rundfunk- oder Fernmeldemechaniker. Tauglichkeitsstufe I. Das Höchstalter beträgt 23 Jahre. Sie sollen an der vormilitärischen Ausbildung teilgenommen haben und die Fahrerlaubnis der Klasse V sowie das Schwimmabzeichen besitzen.

Ausbildungsweg

Die Ausbildung erfolgt in einem dreijährigen Direktstudium an der Offiziersschule der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung „Franz Mehring" in Kamenz und umfaßt u. a. folgende Fächer: Dialektischer und historischer Materialismus,

Politische Ökonomie, Geschichte der Arbeiterbewegung und Militärgeschichte, Politische Führung und Erziehung, Mathematik, Physik, Chemie, Russisch, Pädagogik/Psychologie, Bauelemente ,Elektrotechnik, Automatisierungstechnik, Hoch- und Niederfrequenzverstärkertechnik, Elektrische Maschinen, Fertigungstechnik, Taktik und Taktik der Fla-Raketentruppen, Schieß-, Exerzier- und Schutzausbildung, Militärische Körperertüchtigung, Gerätelehre, Gefechtsdienst und Spezialschießlehre.
Das Studium beginnt mit der militärischen Grundausbildung. Ihr folgt die Vermittlung der mathematisch-naturwissenschaftlichen und technischen Grundlagen als Voraussetzung für die spezialtechnische Ausbildung; abschließend ist eine Ingenieurarbeit entsprechend dem jeweiligen Spezialgebiet anzufertigen. Das Studium enthält Praktika in den Truppenteilen. Mit erfolgreichem Studienabschluß ist der Offiziersschüler Ingenieur der Fla-Raketentruppen und wird zum Unterleutnant ernannt; gleichzeitig erhält er die zivilberufliche Qualifikation eines Ingenieurs für Steuerungs- und Regelungstechnik bzw. Ingenieurs für Elektronik.

Einsatz in der Truppe

Die Absolventen werden als Ingenieur für eine Feuerabteilung (innerhalb der funktechnischen Kompanie bzw. der Startbatterie) oder als Ingenieur für eine Technische Abteilung der Fla-Raketentruppen (innerhalb der Arbeitsgruppen für Montage und Betankung bzw. Kontrollprüfstation) eingesetzt. Mit der Übernahme ihres Aufgabenbereiches sind sie voll verantwortlich für die Führung, Erziehung und Ausbildung ihrer Unterstellten.

Perspektiven

Nach entsprechender Truppenpraxis als Ingenieur einer Feuer- oder Technischen Abteilung der Fla-Raketentruppen bestehen Entwicklungsmöglichkeiten zum Einsatz in höhere Dienststellungen der Einheit oder des Truppenteils. Interessierte und befähigte Ingenieure können nach einer speziellen Qualifizierung auch als Politoffiziere eingesetzt werden. Später ist der Besuch einer Militärakademie möglich und danach die Übernahme höherer Kommandofunktionen oder Stabsdienststellungen.

UNTEROFFIZIERE, Funkorter-Gruppenführer der Fla-Raketentruppen

Anforderungen

Die Bewerber müssen bereit sein, ihrem sozialistischen Vaterland treu und mindestens drei Jahre freiwillig als Soldat auf Zeit zu dienen. Schulische und berufliche Voraussetzungen: Abschluß der 10. Klasse der allgemeinbildenden polytechnischen Oberschule und der Berufsausbildung. Tauglichkeitsstufe I oder II (mit Einschränkungen). Die Bewerber müssen über ein gutes Seh- und optisches Erinnerungsvermögen, ein gutes Gehör, Reaktionsschnelligkeit, Konzentrationsvermögen und Willenskraft verfügen. Sie müssen sich einem Eignungstest unterziehen, bei dem das visuelle Vorstellungsvermögen, die Reproduktiosfähigkeit des Gedächtnisses, die Größe und Verteilung der Aufmerksamkeit und das visuelle Aufnahmevermögen überprüft werden. Erwünscht sind Fachkenntnisse in der Elektro- oder Funktechnik oder der Elektronik.

Ausbildungsweg

Nach einer vierwöchigen militärischen Grundausbildung werden die Bewerber zum Unteroffiziersschüler ernannt und an der Offiziersschule der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung „Franz Mehring" zum Funkortergruppenführer der Fla-Raketentruppen ausgebildet. Der Lehrgang dauert fünf Monate. Neben der politischen Schulung und der allgemein-militärischen Ausbildung, wozu Taktik, Schieß-, Exerzier- und Schutzausbildung, die Militärische Körperertüchtigung und Methodik gehören, werden sie auf ihren Einsatz als militärischer Führer, Erzieher und Ausbilder von Soldaten sowie als Spezialist der Fla-Raketentechnik vorbereitet. Dazu erhalten sie Grundlagenkenntnisse in der Elektronik, Funk- sowie Steuer- und Regelungstechnik; außerdem werden sie für den Gefechtsdienst an der Fla-Raketentechnik und für die Durchführung von Kontrollarbeiten ausgebildet. Der theoretischen Ausbildung folgt ein Truppenpraktikum, nach dessen erfolgreichem Abschluß sie zum Unteroffizier ernannt werden.

Einsatz in der Truppe

Die Absolventen werden als Gruppenführer der Funkorterbedienung einer Raketenleitstation eingesetzt. Sie sind selbst während des Gefechts als Funktorter unmittelbar an der Bekämpfung von Luftzielen beteiligt. Als Gruppenführer sind sie voll verantwortlich für die Führung, Erziehung und Ausbildung ihrer Unterstellten sowie für den einwandfreien Zustand und die Einsatzbereitschaft der Elemente der Raketenleitstation, an denen die Bedienung im Rahmen des diensthabenden Systems der Luftverteidigung tätig ist.

Perspektiven

Geeignete und erfahrene Funkortergruppenführer können später als Meister für funktechnische Anlagen in Werkstätten arbeiten. Nach entsprechender Qualifizierung und Verpflichtung als Berufssoldat haben sie die Möglichkeit, Hauptwachtmeister zu werden. Beim ehrenvollen Ausscheiden aus dem aktiven Wehrdienst können die entlassenen Soldaten auf Zeit die Rechte der Förderungsverordnung in Anspruch nehmen.



JR-COCKTAIL

Bonn – Bonn's

„Der US-Stahlkonzern Republik Steel Co. senkte die Preise für Granatenstahl und Stacheldraht!"
„Kunststück, der Konzern verdient ja in Vietnam genug!"
„Verstehe, als Lieferant!"
„Und als Drahtzieher!"

●

„Tünnes, Kiesinger ordnete an, daß jedem Abteilungsleiter ein Rosenstrauß auf den Schreibtisch zu stellen ist!"
„Kenn' ich: die Blumen werden jede Woche gewechselt!"
„Ist doch gut!"
„Eben nicht! Denn der Strauß bleibt!"



Zeichnung: Arndt

●

„Du, die 14jährige Tochter des SPD-Senators Ruhnau erregte Aufsehen, weil ihr Pullover die Aufschrift trug: ‚Ich bin unzufrieden, verklemmt und keiner versteht mich'!"
„Nanu, das ist ja politisch!"
„Wieso?"
„Na, das könnte von Willy Brandt sein!"

●

„Du, Kiesinger tut gerade so, als wenn er keinen Füllhalter hätte, wenn er den Atomwaffensperrvertrag unterzeichnen soll!"
„Und dabei sitzt der Kerl doch ..."
„Was denn, endlich?"
„Quatsch! In der Tinte!"

Heinz Lauckner



(DEFA)

Die Toten bleiben jung

Dezember 1918. Chaussee zwischen Berlin und Potsdam. Ein Militärauto stoppt. Ein Wachsoldat stößt einen Roten Matrosen in den dichten Wald. Offiziere der Reichswehr folgen dem Gefangenen. Ein Schuß fällt. Der Matrose bricht tödlich getroffen zusammen. Hastig wird er verscharrt ...

Die Darstellung eines Mordes, verübt an einem jungen Spartakuskämpfer, ist die Einleitungsszene des Films. Von da an spannt er chronikartig seinen Bogen über zweieinhalb Jahrzehnte deutscher Entwicklung. Mittelpunkt der Handlung sind sowohl jene, die dem Roten Matrosen nahe standen als auch jene, die ihn meuchelten. In der tragischen Rückläufigkeit von 1918 bis 1945 wird der Beweis für die Unzerstörbarkeit der revolutionären Ideen erbracht. Die Opfer werden mit den Henkern, die Zweifler mit den Entschlossenen, die Leidenden mit den Kämpfenden konfrontiert, und aus dem Panorama der Schicksale und Ereignisse wächst die im Titel symbolhaft formulierte Perspektive: Die Toten bleiben jung.

Anna Seghers, deren weltbekannter Roman die Vorlage für diesen neuen DEFA-Film ist, beriet die prominenten Drehbuchautoren Christa Wolf (Der geteilte Himmel) und Regisseur Joachim Kunert, der mit seinem letzten Film „Die Abenteuer des Werner Holt" einen großen internationalen Erfolg hatte. *– g –*



Fliegende Panzerfaust

Das Projekt der „Fliegenden Panzerfaust" war eine der „Wunderwaffen", die noch in letzter Minute das Kriegsgeschehen beeinflussen sollten. Es dürfte sich dabei um eines der letzten „Wunderwaffenprojekte" handeln, denn sein Entwurf wurde noch im Januar 1945 von der Luftschiffbau Zeppelin G.m.b.H. eingereicht, die sich wie alle Firmen am sogenannten Jägernotprogramm beteiligte.

Dieses Miniaturflugzeug (Spannweite 4,5 m) sollte von einem Piloten im Liegen gesteuert werden, ein Bedarfsantrieb von sechs Pulverraketen verlieh eine Geschwindigkeit von 850 km/h. Von beliebigen zur Bomberabwehr startenden Flugzeugen im Deichselschlepp mitgenommen, sollte es bei günstiger Ge-



Roman, Verlag Neues Leben, Berlin 1968, 377 S., 7,– Mark.

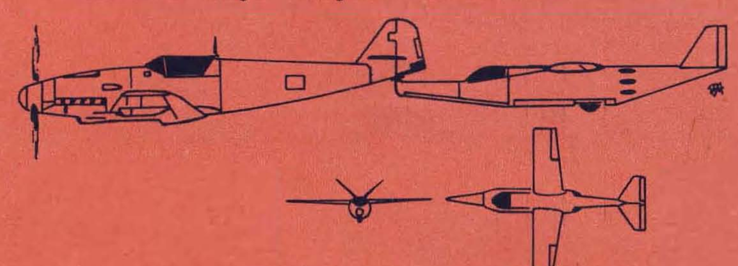
Hans Weber: „Sprung ins Riesenrad"

Der „Sprung ins Riesenrad" ist die poetische Umschreibung für die ersten zwanzig Lebensjahre des späteren Lehrerstudenten Mario Krause, erzählt von seinem Bruder. Dieser Mario wird geboren, als der deutsche Faschismus während des Krieges in seinen letzten Zügen liegt, und er lernt von jener Zeit nur kennen, was uns als Erbe blieb: materielle und geistige Ruinen. Von Anfang an ist er dabei, als Neues sich durchsetzt. Der Vater kann nicht beginnen wie das Kind Mario, er muß Ballast ausräumen, was schwerer ist, als neue, gute Lehren in (vorurteils)freien Räumen zu speichern. Die Mutter, der gute Geist, stirbt zu früh. Das ist die Geschichte des Vaters, der, ein „gemachter Mann", Ansehen durch äußerste Strebsamkeit erwirbt, dabei jedoch die Bindungen zur Umwelt verliert. Der Autor aber erzählt über Joachim die Geschichte des Bruders, der wundersame Dinge erlebt während seiner zwanzig Jahre und nicht immer geradlinig von Erlebnis zu Erlebnis treibt. Und sie kann wohl die komplizierte, verdichtete Geschichte vieler Jugendlicher sein, die staunend erleben, wie sich Gutes plötzlich verkehrt, wie Glätte und Bequemlichkeit sich auch unerwartet auszahlen. Joachim erzählt von seinem Bruder und von seiner Familie und an seinem Bruder von uns überhaupt. Wir erleben viele Etappen Marios, manchmal zu sehr nur vermittelt, und am Rande seines Weges gibt es immer Menschen, die sich um Mario so oder so bemühen, wie ja keiner allein steht. Der Autor holt den Bogen weit (zu weit?) aus und nimmt viele Schicksale in das Buch hinein, bemüht, auf den Grund zu kommen. Die Dialektik unseres Lebens wird sehr anschaulich, was wohl der Hauptgewinn des Vorhabens ist. Es mag zugestanden werden, daß durch diese mehrfache Brechung die Unmittelbarkeit etwas zurücktritt, so daß wir nicht immer auf den ersten Blick packende Geschichten erhalten, aber immer und in jedem Fall Denkanstöße für eigenes Nachvollziehen und Herausforderung zum Vergleich. Und das, meine ich, kann man das von einem Buch sagen, so ist man nicht einmal bescheiden.

Thomas

legenheit abgelöst werden und danach, seine geringen Abmessungen ausnutzend, dicht an den Gegner heranfliegen, ehe es die beiden für die Kampfhandlung vorgesehenen Raketengeschosse auslöste. Nach der Landung sollte die Maschine mit wenigen Handgriffen zerlegt und mittels LKW zum nächsten Luftstützpunkt gebracht werden, wo es ebenso schnell wieder für den nächsten Start vorbereitet werden sollte.

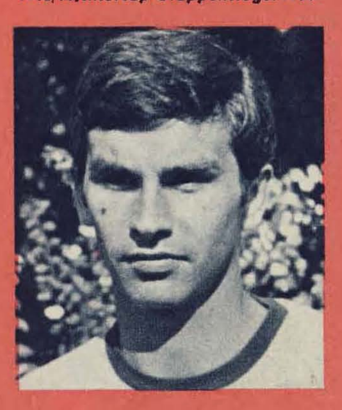
Auch dieses Flugzeug macht die Geschichte der Luftfahrt um eine Kuriosität reicher. **Backmann**





UNTERLEUTNANT HORST WRUCK

Geboren: 18. 6. 1946. Beruf: Maschinenbauer. Klub: FC Vorwärts Berlin. Größte Erfolge: 4 Junioren-, 6 Nachwuchsländerspiele, Deutscher Meister 1965/66, Intercup-Gruppensieger 1966.



Obwohl einer der Jüngsten des Kollektivs, ist er dennoch neben Jürgen Nöldner der „dienstälteste" Fußballer der Berliner Armeemannschaft. Im Oktober feierte er sein zehnjähriges Jubiläum beim FC (vorher ASK) Vorwärts. Schon als 12jähriger zog er zum ersten Mal die gelb-rote Vorwärts-Kluft an. Über Knaben, Schüler, Jugend und Junioren diente er sich also von der Pike an hoch bis ins Oberligakollektiv. Seine große technische Begabung war schon früh zu erkennen. Deshalb wurde er auch 1964 in die UEFA-Juniorenauswahl unserer Republik berufen. Der Sprung in die „Erste" glückte dem talentierten Halbstürmer allerdings nicht auf Anhieb. Die Trainer scheuten sich noch, den etwas kleinen und schmächtigen Horst ins heiße Oberligafeuer zu schicken. Erst in den beiden letzten entscheidenden Spielen der Saison 1965/66 (1 : 0 gegen Lok. Leipzig und 2 : 0 gegen Zeiß Jena) erhielt er das Vertrauen, und da bewies er sofort, daß nicht die Körpergröße den Fußballer macht. Technik und Spielwitz, Schnelligkeit, Sprungkraft und Lauffreude zeichnen den Schwarzschopf aus. Eignet er sich noch mehr Zweikampfhärte und Robustheit an, geht er weiter zielstrebig und unbeirrt seinen Weg, kann er es seinem Bruder Wolfgang gleichtun und einmal den Dreß der Nationalelf überstreifen. **Wi.**

Im Park der wandernden Bänke

Kriminalerzählung von Horst Boas

In jedem Jahr, wenn der Frühling mit dem ersten Blütengelb der Forsythien seinen Einzug hält, erwacht der Stadtpark zu neuem Leben. Es ist etwas Eigenartiges mit diesem grünen Flecken, der mitten im Zentrum der Stadt liegt. Betritt man den Park von der Hauptstraße mit ihren vielgeschossigen Neubauten und dem pulsierenden Strom der Menschen und Fahrzeuge her, so zeigt er sich gepflegt und gesittet. Der Springbrunnen mit der hochaufschießenden Wasserkaskade, die bunten Blumenrabatten und der kurzgeschorene Rasen, dazu die in den Wintermonaten frisch gestrichenen Bänke, all das atmet gepflegte Schönheit und beschauliche Ruhe.

Die Verbrechen, die unsere Kriminalabteilung über mehrere Wochen in Atem halten sollten, ereigneten sich jedoch im hinteren Bereich der ausgedehnten Anlage, dort, wo statt der scharf abgestochenen Rasenkanten dichtes Gesträuch und Unterholz die Parkwege begrenzen, wo in heißen Sommernächten das Getuschel und die Seufzer der in Traumgefilden schwebenden Pärchen zu vernehmen sind. Schon in den frühen Abendstunden regt sich hier das Leben, sitzen junge Burschen mit ihren Mädchen vorerst noch sittsam auf den Bänken und berauschen sich am Gedudel der Kofferheulen. Bricht dann die Dunkelheit herein, dann verziehen sich die Liebenden in den Schutz der Büsche, zumeist unter Mitnahme der Bänke. Obwohl dies natürlich gegen die Parkordnung verstieß, schauten die Genossen von der Nachtstreife, die auch dort nach dem Rechten sahen, meist großmütig darüber hinweg. Junge Liebe, so dachten sie wohl verständnisvoll, hat eben ihre eigenen Gesetze, und bald erhielt der grüne Flecken im Herzen der Stadt den treffenden Namen „Park der wandernden Bänke".

Eines Tages jedoch kreuzte bei uns im Kreisamt der Parkwächter auf. Ein schlanker, sehniger Mann etwa Ende der Vierzig. Ich befand mich gerade in Oberleutnant Volkmers Dienstzimmer, als Herr Sinnek in drastischen Worten seinem Ärger über die Saumseligkeit der Volkspolizei Ausdruck verlieh.

„Wenn da nicht bald was geschieht, dann schreibe ich an die Zeitung, versteh'n Sie, Herr Kriminalrat! Ich hab' ja schließlich noch mehr zu tun, als jeden Morgen die Bänke wieder auf die Wege zu zerren! Eine verdammte Sauerei ist das, und ich habe fast den Eindruck, als ob die Polizei sowas noch unterstützt! Aber ich kann Ihnen sagen, ich bring das an die große Glocke! Mir reicht es jetzt . . ."

Herr Sinnek redete sich in eine heiße Wut hinein, sein schmales, bleiches Gesicht bekam Flecken von hektischer Röte. Das linke Auge sprühte vor Zorn, das rechte hingegen blieb starr und leblos. Ein Glasauge. Mit der ihm eigenen Ruhe gelang es Volkmer, den aufgebrachten Mann zu besänftigen, und er versprach ihm, daß von nun an die Genossen vom nächtlichen Streifendienst energischer gegen die jungen „Sünder" vorgehen würden. Die Wochen vergingen. Unsere Abteilung beschäftigte sich mit vielerlei Dingen. Eines Nachts geschah aber ein Verbrechen im „Park der wandernden Bänke": Ein siebzehnjähriges Mädchen war in den frühen Nachtstunden von einem Unbekannten überfallen und vergewaltigt worden. Die späteren Ermittlungen ergaben, daß der Täter sein Gesicht durch einen übergezogenen Damenstrumpf unkenntlich gemacht und das Opfer mit einer starken Dosis Chloräthyl betäubt hatte. Dem ersten Notzuchtverbrechen folgte wenig später ein weiteres, bei dem der Unbekannte mit der gleichen Methode vorging. Dieses erneute Verbrechen erschien uns unfaßbar, denn Mitarbeiter unserer Abteilung, Schutzpolizisten und VP-Helfer hatten Nacht für Nacht den Park kontrolliert.

Da entschloß sich Volkmer, von der Bezirksbehörde eine Spezialistin anzufordern. Bald darauf stellte sich bei uns Oberleutnant Gisela vor. Genossin Gisela erwies sich als ein zierliches, zartgliedriges und dabei höchst attraktives Persönchen, und als sie sich in den Abendstunden für ihre nächtliche Arbeit vorbereitet hatte, unterschied sie sich in ihrem Miniröckchen und dem enganliegenden Pulli in keiner Weise von einem Teenager, der wißbegierig das erste Abenteuer seines Lebens sucht.

Die Nacht ist wie geschaffen für Volkmers Plan. Die Schwüle des Sommertages hat sich noch nicht verflüchtigt. Gemächlich schlendert Gisela durch die dunklen Parkwege. Tagsüber ist sie schon mehrmals diese Route gelaufen, um sich besonders jene Stellen in ihr Gedächtnis einzuprägen, wo der Unhold auf seine Opfer gelauert hatte. Sie kennt das Risiko, weiß, was ihr bevorsteht, wenn jenem Verbrecher ein plötzlicher Überfall glückt. Was nützt dann schon ein ganzes Bereitschaftskommando, das



Illustration: Wolfgang Würfel

außerhalb des Parks darauf wartet, notfalls einzugreifen?
Zwei Gestalten schieben sich unvermittelt vor ihr aus der Dunkelheit. Es sind jüngere Burschen, der eine von ihnen ein baumlanger Kerl mit einem beachtlichen Haarwust. „Na, so allein heute abend, Puppe?“ sagt er. „Ist der Freund nicht gekommen? Wie wärs denn mit mir als Ersatz?“
Gisela schlenkert unternehmungslustig mit ihrem Handtäschchen – und geht weiter. Ganz wach sind ihre Sinne. Alle Muskeln ihres durchtrainierten Körpers sind bereit, einem tätlichen Angriff mit gekonnten Griffen zu begegnen. Doch die beiden begnügen sich mit einigen halblauten Bemerkungen: „Abgeblitzt!“ – „Zicke!“ – „Wird auch nicht immer so stolz bleiben, die Puppe!“ Dann verdrücken sie sich. Gisela lächelt sekundenlang vor sich hin, schreitet noch ein wenig beschwingter aus. Der Weg vor ihr wird jedoch jetzt enger, die Sträucher links und rechts scheinen zusammenkriechen zu wollen. Gleich muß die Stelle kommen, wo eines der geschändeten Mädchen aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte.
Giselas Schritt wird langsamer. Unheimlich diese Stille ringsum, unheimlich dieser enge Pfad in die Dunkelheit. Eigentlich kaum denkbar, daß junge Mädchen zur nächtlichen Stunde allein hier entlang gehen . . .
Vergeblich kämpft Gisela gegen das Angstgefühl, das in ihr hochkriecht. Sie zuckt zusammen, als ein Zweig ihr sacht über das linke Knie streicht. Dennoch versucht sie sich einzureden, daß es gut wäre, wenn der Überfall jetzt sofort geschehen möge, jetzt, da die Nerven noch wenig strapaziert sind und das Reaktionsvermögen gut ist. ▶

Doch nichts geschieht. Sie passiert die gefährliche Stelle, das Buschwerk rechts weicht zurück, macht einer Wiese Platz, bestanden mit vereinzelten weitästigen Bäumen.

Gisela atmet auf und denkt: Warum soll das Scheusal ausgerechnet heute auf ein neues Opfer lauern, warum ausgerechnet heute? Sicher werde ich noch oft diesen Weg gehen müssen, Nacht für Nacht, vielleicht wochenlang.

Der rechte Strumpf hat sich etwas gelockert. Gisela schiebt das kurze Röckchen hoch und zieht das hauchdünne Gewebe straff. So bemerkt sie nicht, daß sich ganz in ihrer Nähe ein Schatten von einem Baumstamm abhebt und zu ihr gleitet.

Jäh und unvermittelt klatscht etwas gegen ihr Gesicht, sie vermag nur noch einen Überraschungslaut von sich zu geben, während ihr schon der Ätherdunst in der Nase kribbelt. Nur nicht atmen jetzt, durchfährt es sie, während die Pranken des Mannes ihr grausam fest das feuchte Tuch mit dem Narkotikum gegen Mund und Nase drücken. Einer plötzlichen Eingebung folgend, läßt sie sich zusammensinken. Schlaff hängt sie in den Armen des Mannes, während sie noch immer den Atem anhält. Wie leblos baumelt ihr Kopf herab, als der Angreifer endlich das Tuch von ihrem Gesicht nimmt.

Der Mann mit dem über den Kopf gezogenen Damenstrumpf nimmt sein scheinbar ohnmächtig gewordenes Opfer auf die Arme, trägt es in das Gesträuch, läßt es sanft niedergleiten ... Im gleichen Moment aber bäumt sich der Körper des Mädchens auf. Den sich gierig herabbeugenden Mann trifft der linke Schuh Giselas mit solcher Wucht an das Kinn, daß er, einen lauten Schmerzensschrei ausstoßend, zurücktaumelt.

Gisela nutzt die Überraschungssekunde, rafft sich hoch, arbeitet sich mit verzweifelter Kraft durch das sie festhaltenwollende Strauchwerk. Hinter sich hört sie einen Fluch, dann das Knacken von Ästen. Der Vermummte rennt ihr nach!

Endlich erreicht sie den Parkweg, ist mit ein paar Sprüngen an der Stelle, wo sie das Handtäschchen verloren haben muß. Erleichtert findet sie es, greift nach dem schwarzen Leder, zieht eine Signalpfeife hervor, setzt sie an den Mund.

Schrill klingt der helle Pfeifton durch die Nacht.

Wir brauchten zwei Minuten, bis wir den Ort erreichten, wo uns Gisela – in der einen Hand noch immer die Signalpfeife, in der anderen ihre Pistole – bereits ungeduldig erwartete. Noch keuchend vor Aufregung, berichtete sie uns von dem Vorgefallenen.

Der Unbekannte hatte das Buschwerk nicht verlassen, sondern sich höchstwahrscheinlich nach der anderen Seite hin aus dem Staube gemacht. Doch wir hatten genügend Absperrposten aufgestellt. Er würde uns nicht entkommen.

Volkmer wies die uns begleitenden Bereitschaftspolizisten an, nach allen Seiten auszuschwärmen, indes unser kleines Kriminalisten-Team sofort daran ging, den Ort des Überfalls eingehend zu untersuchen.

Die Lichtfinger unserer Stablampen geisterten gespenstisch durch das nächtliche Dunkel.

Nach dem Ertönen der Signalpfeife schien unser Freund sofort begriffen zu haben, was für ihn auf dem Spiele stand. Frischgeknicktes Zweigwerk wies uns den Weg seiner Flucht. Wir fanden auch die Maske des Unbekannten, den schwarzen Damenstrumpf.

Plötzlich bückte sich Volkmer, der vor mir ging, richtete sich auf und schrie: „Suche sofort einstellen! Alle mir nach!"

Wir folgten ihm, ohne weitere Erklärungen zu verlangen. Wenn Volkmer mit solcher Entschiedenheit einen Befehl gab, dann mußte er dafür einen zwingenden Grund haben. Wir hasteten ihm nach, über verschlungene Wege, hetzten über eine Wiese. Dann nahm uns wieder ein enger Pfad auf. Erstaunlich, wie sehr sich Volkmer trotz der Finsternis in diesem Teil des Parkes auskannte!

Auf einmal hoben sich die Umrisse eines Gebäudes aus der Dunkelheit. Die Hütte des Parkwächters.

„Los, Fenster im Auge behalten!" befahl Volkmer. Er selbst trat langsam auf die Tür zu, die Waffe schußbereit in der Rechten. Dumpf polterte seine linke Faust gegen das Holz. „Öffnen Sie, Herr Sinnek! Kriminalpolizei!" Stille; dann ist von drinnen ein Schlurfen vernehmbar. Eine ärgerliche, verschlafene Stimme. „Was ist denn los!?"

Die Tür öffnet sich, doch drinnen bleibt es finster. Die Gestalt des Parkwächters ist nur verschwommen zu erkennen.

„Ist das Ihr Strumpf, Herr Sinnek?" fragt Volkmer.

Ein kurzes Zögern, danach schreit es von innen: „Wollen Sie sich einen Scherz mit mir machen?"

Da legt sich der Strahl von Volkmers Taschenlampe auf Sinneks bleiches Gesicht, reißt es heraus aus der gähnenden Schwärze. Geblendet schließt sich Sinneks linkes Auge – doch die Höhle des rechten, sie ist leer!

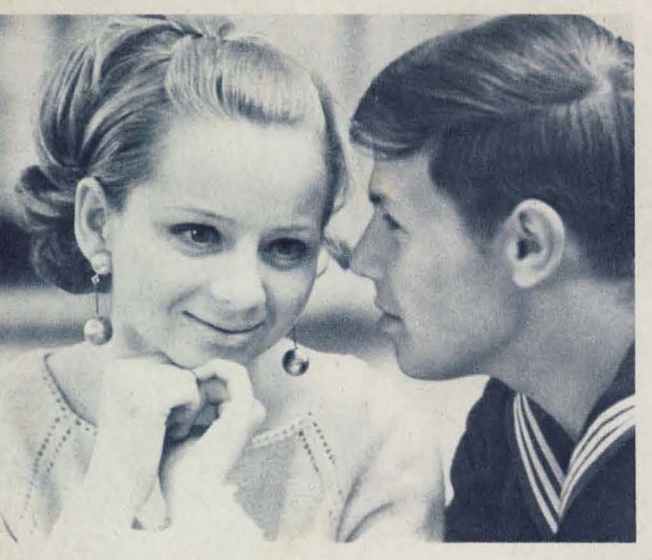
„Vermissen Sie nicht Ihr Glasauge, Herr Sinnek?" bohrt unnachgiebig Volkmers Stimme.

Keine Antwort.

„Wissen Sie, wo wir es gefunden haben, Herr Sinnek?" forscht Volkmer. „Wissen Sie das wirklich nicht?"

In diesem Augenblick unternimmt der Mann aus der Hütte einen verzweifelten Anlauf, stolpert jedoch über Volkmers geistesgegenwärtig ausgestrecktes Bein und kracht zu Boden. Die Lichtarme unserer Lampen treffen sich auf dem Körper des Mannes auf der Erde. „Stehen Sie auf, Sinnek!" fordert Volkmer den Überrumpelten auf. „Los, stehen Sie schon auf!"


Manche
sagen:



Manche sagen:
Es greift nicht zur Waffe, wer liebt.
Wir wissen es besser, Geliebte,
halte ich doch mein Gewehr
fester noch, seit wir uns lieben.

Für Liebende bleibt nicht viel Raum,
wo noch Krieg in der Welt ist.
Wir wissen es besser, Geliebte,
wissen wir doch unsere Liebe zum Leben
heißer noch,
seit wir uns lieben.





Manche sagen:
Es zieht nicht zum Kampf aus, wer liebt.
Wir wissen es besser, Geliebte,
haben die Duldenden doch
Geliebtes durch Mörder verloren,
wollen die Kämpfenden doch
Liebes bewahren vor Mördern.

Helmut Preißler





Hauptgewinn		500 Mark
ferner:	4mal	50 Mark
	5mal	20 Mark
	20mal	10 Mark
an 30 Gewinner		1 000 Mark

„Dann bist Du ja aus . . ."

Die Soldaten bekamen den ersten Ausgang und wollten ihre Garnisonstadt erkunden. „Da muß ein Stadt- und Sprachkundiger her! Und das bin ich!" sagte Gefreiter Hans, der schon ein Jahr im Bataillon diente. Und da man weder die Stadt kannte noch Platt konnte, nahm man das Angebot an.

„Dahinten, das ist der Zippendorfer Fernsehturm. Dort, auf der Burginsel, das ist das Schloß vom ollen Großherzog, dessen Residenz die Stadt war. Heute lernen dort über 700 Deern den Beruf der Kindergärtnerin. Gegenüber liegt das Staatstheater. Und hier ist der Pfaffenteich. Die Herren haben keine Fragen mehr? Dann gehen wir hier vor Anker!" Und während sie zum Fernsehturm hinauffuhren, ergänzte Hans noch: „Übrigens, Industriebetriebe hat die Stadt auch einige, darunter ein Kabelwerk, das an unsere Werft Litzen für Schiffskabel liefert."

„Achja, und ich dachte, du bist hier daheeme?" witzelte Günther. „Nee, min Jung, ick bin von de Waterkant. Bei uns to hus ist immer was los. Wir sind sozusagen international. Unser Überseehafen ist ja man ein Smuckstück! Und unsere Werften sind bei jedem großen Reeder bekannt, weil wir Schiffe von Weltniveau bauen. Die bewundern dann man auch die Touristen, die zur Ostseewoche mit der Fähre von Gedser zu uns rüberkommen."

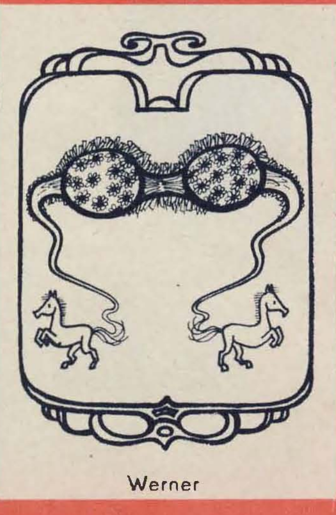
„Dann bis du ja aus . . ."

„Das behalt man still für dich, min Jung, das sollen nämlich die Leser der ‚Armee-Rundschau' erraten. Und du, Werner, fixier die Deern nich' so", ermahnte er seinen Nachbarn.

Doch der rechtfertigte sich: „Je länger ich dort auf die Eisbecher schaue, je mehr kommt mir unser berühmter Bürgermeister und sein bekannter Versuch mit den beiden Halbkugeln in den Sinn. Wir haben zwar keinen Überseehafen, doch unser Binnenhafen ist ein wichtiger Umschlagplatz zwischen Mittelland- und Elbe-Havel-Kanal. Auf unseren Werften werden Binnen- und Küstenschiffe gebaut. Was unserer Stadt das Gepräge gibt, ist nicht nur der Dom, sondern vor allem der Schwermaschinenbau. Meinen Facharbeiter als Maschinenbauer habe ich im VEB ‚Ernst Thälmann' gemacht. Wie kam ich eigentlich darauf? Ach, richtig, mir kamen die beiden Halbkugeln in den Sinn."

„Eure Stadt, Hans, mag international sein, aber


Ralf


Werner


Hans


Günther


Garnisonstadt


Horst

Zeichnungen: Klaus Arndt

mit unserer kann sich eure nicht messen, mei Gudster. Im Friejahr und im Herbst haben wir so viel Goofleite aus aller Herren Länder bei uns, wie ihr sie das ganze Jahr über nicht gesehen habt", prahlte Günther. „Und wegen der vielen Verlage und Druckereien wird unsere Stadt auch ‚Stadt des Buches' genannt. Wir haben die größte Bücherei der DDR und den größten Kopfbahnhof Europas. Mein Heimatstädtchen lob ich mir!"

„Ich glaube, wenn Ralf weiter den Wein trinkt, wie wir unser Bier, braucht er heute Kompaß und Karte, um in die Kaserne zurückzukommen. Der Kartenverlag in meiner Stadt ist übrigens weit über die Grenzen Europas bekannt. Auch unsere Waggonbauer haben einen guten Ruf", sagte Horst.

Ralf aber war erzürnt: „Den ‚Gotano' habe ich nur probiert, weil du damit so angegeben hast, Horst. Aber unser Bier ist immer noch das beste, was es in der Republik gibt. Und unsere Fernseher! Wenn mein Betrieb heute auch den Robotron 300 baut, unser Fernseher ist der beste. Und unsere Datenverarbeitungsanlage Robotron 300, Ra-ra . . ., bürgt für Qualität."

„Ralf radebrecht schon. Kommt, Jungs, wir gehen zur Kaserne zurück", meinte nun Werner. Ralf aber protestierte: Er wollte ihnen nur einen Tip geben, er radebreche überhaupt nicht. Und das war die volle Wahrheit. Verbleibt den Lesern nur noch zu erraten, in welcher Garnisonstadt das Gespräch stattfand und woher die jungen Soldaten kamen.

5 richtige Antworten genügen. Die von unserem Zeichner entworfenen Wappen werden unsere Leser dazu doch wohl kaum noch brauchen?

Ihre (hoffentlich richtige) Lösung senden Sie bitte auf einer Postkarte bis zum 20. 12. 1968 (Datum des Poststempels) an die

Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin
Postfach 7986
Kennwort: 1000-Mark-Preisausschreiben.

Die Auslosung der Gewinner erfolgt unter Ausschluß des Rechtsweges.

Auflösung Nr. 8/1968
1000-Mark-Preisausschreiben

Die überwiegende Mehrheit der Leser entschied sich dafür, daß die Grafiker Peter Westphal (Vietnamesische Mutter) und Kurt Zimmermann (Karl Marx) den von ihnen gewählten Themen am besten gerecht geworden sind.

Als begehrteste Grafik für die Wohnung erwies sich nach Meinung unserer Leser Kurt Zimmermanns „Karl Marx", und gefragt für die Soldatenstube waren vor allem nachstehende Zeichnungen: Hans Räde „Solange der Friede Feinde hat", Kurt Zimmermann „Karl Marx" und Peter Westphal „Vietnamesische Mutter".

Alle am Preisausschreiben Beteiligten nahmen an der Auslosung teil.

Es gewannen:

500,– Mark:

Uffz. Ernst Scheibe, Neubrandenburg.

50,– Mark:

Gefr. Werner John, Hindfeld; Ernst Faatz, Förderstedt; Anneliese Wolf, Großharthau; Sold. Michael Engelhardt, Erfurt.

20,– Mark:

Marie Clauß, Oschatz; Karl Manger, Riesa-Weida; Kan. E. Deichsel, Döbeln; Hannelore Sawall, Klettwitz; Dietrich Marx, Greifswald.

10,– Mark:

Peter Hartinger, Brandenburg; Karl Rada, Glauchau; Erwin Ludwig, Neubrandenburg; Rudolf Hameister, Berlin-Buchholz; Kan. Ulrich Lerch, Döbeln; Uffz.-Sch. Reinhard Jacob, Kamenz; Bernd Reimann, Hartha; Kan. D. Michaelis, Groß-Döbbern; Ina Vieweg, Aue; Hedwig Haase, Leipzig; Jürgen Fiedler, Karl-Marx-Stadt; Gefr. E. Kreuzahler, Neubrandenburg; Jutta Block, Jeserig; Wolfgang Schwarm, Brieske-Ost; Jürgen Richter, Berlin-Altglienicke; Klaus-Detlef Drechsler, Leipzig; Peter Pöschl, Heiligenthal; E. Süss, Thale; Gisela Wille, Halle; Kan. Arthur Straub, Wandlitz.

Auf ihn mit









Bogdan Kołodziejski
(Warschau)
berichtet für AR
von der Ausbildung
australischer Soldaten
für den Krieg
gegen das vietnamesische Volk

Man nennt sie die „Diggers" und geht damit offenbar auf längst vergangene Goldgräberzeiten zurück, als die Jagd und hemmungslose Gier nach Gold Tausende Menschen zu Tieren werden ließ – jede menschliche Regung vergessend, sich gegenseitig erschlagend, beraubend, mordend.
Daran werde ich unwillkürlich erinnert, als ich – gut getarnt im Busch eines australischen Truppenübungsplatzes liegend – sehe, wie hier junge Burschen, einundzwanzig oder zweiundzwanzig Jahre alt, systematisch zu tierischen Kämpfern abgerichtet werden. Auf einen vorerst noch imaginären „Feind" gehetzt, drängen sie vorwärts, angetrieben von ihren Korporalen. Maschinengewehre geben Feuerschutz. An den automatischen Maschinenpistolen blitzen aufgepflanzte Seitengewehre. Unter den phantasievollen, eigentlich mehr an eine harmlose zivile Kopfbedeckung erinnernden Hüten öffnet sich der Mund zu einem abstoßenden, tierischen Schrei. Der „Feind", auf den sie sich stürzen, versteckt sich nicht einmal, wenn sie herankommen; er hebt die Hände oder legt sie auf den Kopf. Zu zweit oder zu dritt fallen sie über ihn her, drücken ihm die Seitengewehrspitzen in den Rücken.
Angriff folgt auf Angriff. Daß man in den vielen Ausbildungsstunden kaum einmal mit ihnen übt, wie man sich verteidigt, scheint mir keine taktische Vergeßlichkeit, sondern eher psychologische Absicht zu sein: Die „Diggers" sollen das Gefühl bekommen, die Initiative im Kampf läge einzig und allein bei ihnen und die Vietnamesen würden es überhaupt nicht wagen, überraschend anzugreifen ...
Hunde mit einer Spezialausbildung und – welche Ironie des Schicksals! – von der sanftesten Rasse der Welt, Labradorhunde, helfen den im australischen Busch Trainierenden, die Spur der fliehenden „Partisanen" zu finden. Den nachsetzenden „Diggers" folgen Hubschrauber und zermürben und zerschlagen die „Versprengten" aus der Luft. Wer dann noch „rot" und immer noch nicht tot ist, wird im Nahkampf erledigt. Jede Serie der nach den heise-



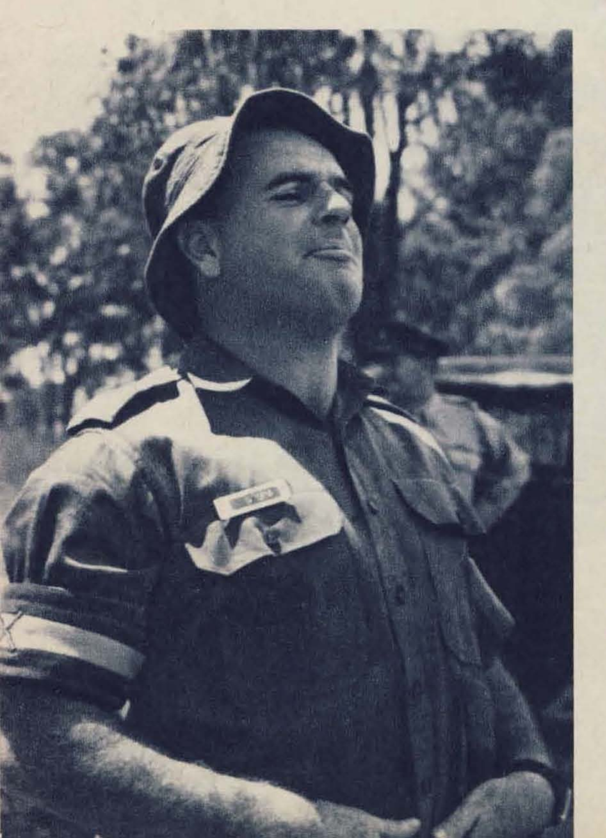
„Auf ihn, auf ihn" – mit allem, was so ein „Digger" hat: Stiefel, Faust oder Bajonett. Oder, wenn's ein vietnamesisches Mädchen ist, auch mit Wasser; letzteres sieht sich nach dem Bericht des Melbourner Journalisten John Sorell wie folgt an: „Der Kopf des Mädchen wurde dann von einem Soldaten nach hinten gebogen, ein anderer hielt ihren Mund auf, und der Offizier begann kaltes Wasser hineinzugießen." Doch weder mit dieser noch mit der auf dem Bild trainierten Foltermethode läßt sich der Freiheitswille des vietnamesischen Volkes brechen.



In Neu-Süd-Wales, fern vom vietnamesischen Kriegsschauplatz, ist es sozusagen ein Kinderspiel, den „Gegner" abzuschießen. Hier verliert er immer, ist er immer feige, hilflos und den Maschinengewehren ausgeliefert . . .

ren Kommandos eines Offiziers geführten Bajonettstöße endet mit einem tiefen Stoß in die Erde, in den Körper eines liegenden Menschen, imitiert von einer Stoffpuppe.
Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren: Diese Soldaten auf dem Truppenübungsplatz in Neu-Süd-Wales machen sich weder eine auch nur annähernd reale Vorstellung von den Menschen, die in Vietnam ihre Heimat verteidigen, noch von der ausgezeichneten militärischen Taktik, mit der sie vorgehen, geschweige denn von ihrer modernen waffentechnischen Ausrüstung. Sie machen sich keine Vorstellung von dem Krieg, der sie dort erwartet – ein Krieg, bei dem das Recht auf der anderen Seite ist; ein Krieg, bei dem sich in der Stunde „Null" auch für sie zeigen wird, daß die Kämpfer der südvietnamesischen Befreiungsarmee sich keineswegs vor den mit wildem Gebrüll angreifenden und gut ausgerüsteten Aggressoren ins Dickicht verkriechen, sondern hart zurückschlagen; ein Krieg, in dem auch die „Diggers" oft genug die Verwundeten und Toten aus den eigenen Reihen werden retten und bergen müssen. Und vielleicht wird im Angesicht des Todes und eines Volkes, das sich nicht zu ducken bereit ist und entschlossen den militärischen Kampf für seine Freiheit führt, auch mancher der jungen Burschen, auf die ich hier mein Kamera-Auge richte, zu tieferem Nachdenken über seinen Vietnam-Einsatz veranlaßt . . .

Heute, eine viertel Stunde vor der Stunde „Null“, dem Zeitpunkt ihres Abfluges nach Vietnam, zucken sie nur mit den Schultern, wenn man sie nach Sinn und Zweck des Kampfes fragt. Oder sie antworten etwas verlegen mit dem ihnen eingebleuten Stereotyp: „Es sind doch Kommunisten!“ Man redet ihnen ein, die Grenze ihres Landes läge am Mekong; dort müßten sie ihre Häuser, ihre Familien verteidigen. Politisch uninteressiert und ungebildet, von Kindesbeinen an antikommunistisch verhetzt, glauben sie nahezu alles, was man ihnen sagt und beten es nach wie einen Psalm.
Dennoch hat sich schon eine gewisse Skepsis ausgebreitet. Sie äußert sich nicht zuletzt darin, daß es unter den achttausendfünfhundert in Vietnam eingesetzten „Diggers“ schon längst keine Freiwilligen mehr gibt und die Regierung dazu übergehen mußte, die Rekruten durch das Los einzuberufen – wie bei einer öffentlichen Lotterie. Und welcherart dieses Los sein kann, berichtet just an dem Tag, da ich dem Truppenübungsplatz in Neu-Süd-Wales einen unangemeldeten Besuch abstatte, die eben erschienen Ausgabe der Zeitung „The Age“: Schon in den ersten Minuten eines Angriffs der australischen Interventionstruppen im Gebiet von Bien Hoa fanden vier Soldaten den Tod, darunter P. T. aus Maitland im Staate Neu-Süd-Wales, verheiratet, 21 Jahre alt. Was Wunder, daß die von der „Front“ zurückkehrenden Soldaten immer seltener nur mit Blumen, sondern mehr und mehr mit Flugblättern empfangen werden, die ihnen die Frage stellen: „Wieviel Kinder hast du in Vietnam ermordet?“



„Auf ihn mit Gebrüll“ geht es unter Leitung des Korporals O'Dea. Es erhebt sich die Frage: Soll damit nun dem „Gegner“ der Mut genommen oder den australischen Soldaten mehr Mut eingebrüllt werden?

Illustrationen: Horst Bartsch



ANEKDOTEN

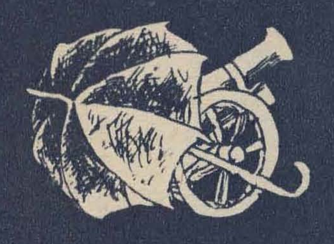
Das Telefon riß Oberst von Hackenberg aus dem Schlaf. Aber es ist ein Fehlanruf. Der Anrufer entschuldigt sich. Der Oberst unterbricht ihn: „Schon gut, ich mußte ja sowieso auf, da das Telefon schrillte."

Soldat Meier hat zum ersten Mal Ausgang und macht sich sofort auf den Weg zum Fotografen. „Wie soll ich Sie aufnehmen?" fragt der Fotograf. „Wenn es geht als Unteroffizier ..."

Colonel Haynes schimpft mit seiner Frau, denn nach seiner Meinung würde sie das Geld zu rasch ausgeben.
„Ich gebe nie etwas rasch aus, Victor", sagt die Frau, „aber du wirst zu langsam befördert!"

In einer Kaserne in Reims hing ein Plakat im Büro, wo weibliche Schreibkräfte saßen. „Meine Damen! Ist Ihr Pullover zu weit, seien Sie auf der Hut vor Nägeln! Ist Ihr Pullover aber zu eng, hüten Sie sich vor den Soldaten.

Hugo Bürgli schrieb dem Einheitsführer: „Ich bitte hiermit um Urlaub für den Unteroffizier Heini Häberli, damit er seine Schande wieder gutmachen kann. Genannter hat das letzte Manöver dazu benutzt, meine Tochter zu lieben, und nun läuft diese lebendige Schmach ungetraut herum."
Der Kompaniechef schrieb darunter: „Genehmigt. Unteroffizier Heini Häberli erhält den erforderlichen Urlaub. Er soll ihn jedoch nicht zu weiteren Manövern benutzen."



Soldat Ole Petersen hatte ansonsten recht brav geschossen. Aus diesem Grunde wurde er für ein Wettschießen abkommandiert. Seine Aufregung dort war so groß, daß er mehr als schlecht abschnitt.
Fassungslos zeigte er bei seiner Rückkehr seinem Zugführer die Schießkarte und gestand: „Wenn ich diese Pleite sehe, möchte ich am liebsten hinter den Bunker laufen und mich erschießen . . ."
Der Vorgesetzte betrachtete sich die Karte und gab ihm dann den guten Rat: „Nehmen Sie auf alle Fälle zwei Patronen mit!"



Es ist in uralter Zeit geschehen, aber als die Wahrheit bezeugt: Einmal fiel der türkische Wesir mit seinem Heer in Montenegro ein, erschien vor der Ortschaft Bjelica und forderte — zum Zeichen der Unterwerfung — einen Metelik Tribut. — Ein Metelik, das ist eine Mark. Der Wojwode Vukota weigerte sich. Bjelica, sagte er, habe noch niemals und niemand gezinst — weder dem Sultan noch dem österreichischen Kaiser. Er wußte aber, was ihm für seinen Trotz nun bevorstand, der Wojwode, und floh mit seinen Leuten in die Wildnis.
Die Türken ergriffen ihn; man führte ihn und die Seinen vor den Pascha — zur Hinrichtung. Unterwegs jammerte der jüngste Sohn des Wojwoden, ein Knabe noch: „Väterchen, was wird man uns antun?"
„Nichts, mein Kind. Es wird gleich vorüber sein. Der türkische Metelik hätte ewig fortgedauert."



Der Kommandeur einer amerikanischen Abteilung verdächtigt seine Soldaten der Rauschgiftsucht. Er beordert den Gefreiten Smith zu sich:
„Hören Sie mal, Smith, was ist denn mit dem Rauschgift los?"
„Habe nicht verstanden", antwortet Smith, „soll das eine Frage oder ein Angebot sein?"



Ein alter englischer Kolonialoffizier und ein junger amerikanischer Leutnant unterhalten sich im Casino. Der Engländer erzählt aus seiner Dienstzeit in den Kolonien, von Negeraufständen, wie man sie bekämpft hat und was sich dabei alles abgespielt hat.
„Sir", sagt der Leutnant, „wem sagen Sie das. Auch ich habe ähnliches erlebt."
Der Engländer fragt verwundert: „Aber Leutnant, Amerika hat doch keine Kolonien. Wo wollen Sie das erlebt haben?"
Meinte der Amerikaner: „Kolonien haben wir zwar nicht, dafür aber ein Programm zur Bekämpfung der Armut."



Bei der Arbeit burmesischer Pioniere wurden Arbeitselefanten eingesetzt. Ein Elefant schloß enge Freundschaft mit dem Soldaten, der mit ihm arbeitete. Wenn ihn der Soldat zu seinem täglichen Bad führte, sog der Elefant jedesmal spielerisch seinen Rüssel mit Wasser voll und bespritzte seinen Führer, noch ehe der sich ausziehen konnte.
Eines Tages jedoch gelang es dem Mann, sich seiner Uniform zu entledigen, bevor der Rüssel gefüllt war. Er stellte sich vor das Tier, schloß in Erwartung der Dusche die Augen und schrie: „Also los, du Lümmel, damit wir's hinter uns haben!" dann wartete er auf die Dusche — aber nichts geschah. Als er sich umdrehte, sah er, daß der Elefant statt seiner die Uniform bespritzte.



Majestätisch erhebt sich die ‚fränkische Krone' über das ‚fränkische Venedig'", schwärmte ein Heimatfreund. Loblieder haben der Veste und Stadt Coburg aber auch Auswärtige gesungen. „Oh du glückselige, Seligkeit bringende Veste Coburg", schrieb einst Wilhelm Raabe. „Wie ein Land Gottes ist das Land zu schauen", schwelgte Jean Paul.
Galten diese Hymnen den hellen Seiten Coburger Kultur und Natur, so rühmten andere die schwärzesten Seiten Coburger Geschichte. „Mein liebes, altes Coburg", sprach einer, und das klingt wie: „Weine nicht, liebes Mütterchen." Dieser sanfte Streichler aber setzte jenen Julius Streicher als fränkischen Gauleiter ein, der später in Nürnberg als „Judenhasser Nr. 1" gehenkt werden sollte. Es war kein anderer als Adolf Hitler. Sein Coburg war jene Stadt, die – jeweils als erste in Deutschland – 1931 die Hakenkreuzfahne aufs Rathaus setzte und ihn 1932 zum Ehrenbürger erhob.
„Ach was, die Toten ruh'n", mag jener Bundesgrenzschutz-Mann denken, der da einer Coburger Zeitung mitteilte, warum Coburg heute zu den beliebtesten Standorten im „Freistaat Bayern" gehört: „Das liegt an der Atmosphäre dieser Stadt, in der immer etwas los ist. Außerdem ist hier das Essen sehr gut." Wohl denn, schauen wir uns einiges von dem an, was in Coburg schon wieder los ist – nach dem Motto einer Coburger Tageszeitung:

Rund um die Veste



Von Major H. Huth

Beginnen wir, wo der BGS-Mann endete – beim Essen. Soll ihm etwa der Appetit vergehen, weil seine Kaserne den Namen jenes Coburger Ehrenbürgers und Generalfeldmarschalls Hindenburg trägt, dem – nach eigenen Worten – der erste Weltkrieg „wie eine Badekur" bekam und der 1933 dem Mitehrenbürger Hitler die Steigbügel zum Reichskanzlersattel hielt?
Bei Gott und der Bibel – übrigens das einzige Buch, das der Hindenburg gelesen haben will –, es wäre zu viel erwartet. Denn dann wäre es ihm ja zum Kot..., durch die Stadt zu spazieren. Da gibt es die Eupenstraße und die Malmedystraße und auch eine Danziger Straße und noch eine Elsässer Straße. Nach dem ersten Weltkrieg angebracht, waren diese Straßenschilder Hinweisschilder auf das, was man eines Tages wieder „Heim ins Reich" zu erobern gedachte. Und inzwischen ist – Macht der alten Gewohnheit – noch eine Breslauer Straße hinzugekommen. Nein, dem BGS-Mann kommt darob nicht einmal der kalte Kaffee hoch, und in den Magen können wir ihm nicht schauen wegen des „guten Essens". Das ist ja auch Wurst! Im wahrsten Sinne des Wortes.
Vielleicht liebt er die auf dem Marktplatz auf eisernem Rost gebratenen „Coburger Bratwürste"?
Oder er hat, weil frühmorgens die Roste noch nicht glühten, ein „Picknick im Walde" mitgemacht, wo „Brat-



Angeblich soll der Einsatz des BGS nach Innen „erst" mit der Annahme der Notstandsgesetze möglich sein. Dieses Foto aus dem Jahre 1962 aber beweist: Er ist seit langem eingeplant.

würste, Koteletts und Schnitzel auf dem Rost gebraten" wurden und natürlich auch „ein Faß Bier und andere Getränke" zur Stelle waren. „Seeleute haben Durst." Auch auf „einem Familienausflug der Marinekameradschaft, Admiral Scheer".
Vielleicht aber hat er mit einem BGS-Ehrenzug am Treffen des „Traditionsverbandes Panzergrenadierregiment 12" teilgenommen und nach der Kranzniederlegung am Ehrenmal dieses Regiments der Hitlerwehrmacht im Saalbau Bätz beim „gemeinsamen Mittagessen" den Sturm- und (Vorwärts) Drang-Berichten der „alten Kameraden" gelauscht. Oder war er etwa abends beim „Eisenacher (!) Heimattag" mit „gemeinsamen Abendessen (Rostbratwürste) in den Räumen des Coburger Hofbräuhauses"?
Oder aber er ist zu einem „Quizabend mit Künstlern bei der Landsmannschaft Schlesien, Kreisgruppe Coburg" gegangen. Da gab es zwecks Abwechslung zur Bratwurst auch „echte schlesische Warme" und schließlich die lustige Raterei. Ein biederer DDR-Bürger hätte — bei Luther, der einst auch auf der Veste Coburg Schutz fand – todsicher keinen Preis davongetragen.
Dreimal dürfen Sie raten.
1. Frage: „Was ist eine Fahrt ins Blaue?"
Ein Ausflug mit unbekanntem Ziel? „Denkste!" würde der BGS-Mann sagen. Denn er weiß, daß jede Fahrt ins Blaue von Coburg aus, ob mit Jugendlichen oder mit dem Verband der Kriegsopfer, an einen Grenzbesichtigungspunkt führt. Der Kreis Coburg hat allein acht davon, und dort erfährt es der gläubige Besichtigungsreisende noch einmal aus berufenem Munde: „Die Machthaber in Mitteldeutschland gaben und geben Mittel für die Bewachungsmaßnahmen und Grenzbefestigungen aus" während „auf der westdeutschen Seite" dagegen „Wohnungen und Fabriken, Straßen und Brücken gebaut"[1] werden. „Arme Brüder im Osten", mag er denken, und vielleicht ist es ihm ein Trost dafür, daß die Löhne in Coburg noch immer bis zu 30 Prozent unter dem Bundesdurchschnitt liegen.
2. Frage: „Wer attackiert Lübke?"
Ein Notstandsgegner oder Antifaschist? Wieder falsch. Das tat der Oberst a. D. Hans-Ulrich Rudel im Coburger Kongreßhaus vor der bayrischen HIAG. Rudel aber war der höchstdekorierte Offizier der Naziwehrmacht, und die HIAG ist die Hilfsgemeinschaft der ehemaligen Waffen-SS. Rudel kreidete Lübke an, daß er seine Unterschrift unter den KZ-Bauzeichnungen leugne; er habe schließlich nur „seine Pflicht gegenüber seinem Staat" erfüllt, und „Baracken seien außerdem zu allen möglichen Zwecken gebaut worden".
3. und letzte Frage: „Wer ist Coburger?"
Diesmal haben Sie's? Jeder in Coburg Geborene sei auch ein Coburger? Ausgespielt! Diese Ihre DDR-Naivität! Da sind ja in Coburg schon vierjährige Knirpse lebenserfahrener.
Aber spielen ist lernen, auch oder vor allem bei Kindern. Und da gibt es in Coburg alljährlich ein Schlesisches Kinderfest der Landsmannschaft Schlesien. Ein Foto davon zeigt in bunter Reihe Jungen und Mädchen zwischen vier und zwölf Jahren. Ja, auf diesem Kinderfest „kamen die kleinen Schlesier zu ihrem Recht . . . Jeder gab sein Bestes, sei es beim Eierlaufen, Sackhüpfen, Bällewerfen, Luftballonschießen . . ." So ist es kein Ei, daß zahlreiche in Coburg Geborene beim fröhlich-kindlichen Spiel lernen, sie seien Schlesier; so ist es auch nicht zum Schießen, sondern der springende Punkt des Sackhüpfens, „die Jugend immer wieder daran zu erinnern, daß die angestammte schlesische Heimat nicht in Vergessenheit gerät."
Wir aber haben bei Essen und Spiel so ganz nebenbei entdeckt, daß es in Coburg eine

[1] „Deutschlandfunk"; die übrigen Zitate wurden, wenn nicht anders ersichtlich, bayrischen, meist Coburger Zeitungen entnommen.

Vielzahl von Verbänden, Bünden und Vereinen gibt. Harmlose Vereinsmeierei ist das aber offensichtlich nicht. Was auch Lübke offenbarte, der als Staatsoberhaupt vom Balkon des Coburger Rathauses auf die nahe Staatsgrenze zur DDR wies, die ja gar „keine Grenze ist, sondern nur ein trennender Vorhang zwischen einem Volk, das zusammengehört und das vielleicht in kürzerer Zeit wieder zusammen gehört, als wir denken."

Etwas dunkel zwar, aber der Lübke wird sich – bei vorbereitetem Manuskript – schon etwas dabei gedacht haben. Ob's allerdings der BGS-Mann, dem bei diesen dunklen Plänen eine besondere Rolle zugedacht ist, begriffen hat? Er ist wohl froh heimwärts zur Hindenburg-Kaserne gezogen, mit einem Preis vom Quizabend der Landsmannschaft Schlesien und einem gesunden Appetit. Dem naiven DDR-Bürger mag dieser vergangen sein, und auch der Humor. Er hat ja nicht die SP-Stadträtin Edith Deifarth gehört, die da erklärte, man solle „Politik doch etwas humorvoller aufnehmen". Das war just anläßlich der Auswertung jener Stadtratswahl 1966, bei der die NPD in Coburg wie fast überall im Fränkischen Erfolge davontrug, die das Ausland alarmierten. Aber da wären wir ja bei etwas anderem, was da in Coburg los(gelassen) ist.

17. Juni 1968. Die NPD hat zu einer Kundgebung am Coburger Schloßplatz aufgerufen.

An den Vortagen war der Landesparteitag der bayrischen NPD über die Bühne gegangen. Coburg sei eine „gute Wahl", erklärte Parteivorsitzender von Thadden. Immerhin: Einst hatte Coburg den ersten Großaufmarsch der SA gesehen, und Hitler überschrieb in Gedenken daran ein Kapitel der Nazi-Bibel „Mein Kampf": „Der Weg nach Coburg im Oktober 1922". 1966 erhielt dann die NPD bei den Landtagswahlen in Coburg-Stadt 11% der Stimmen. Bei Adolf Hitler – Coburg war für Adolf von Thadden „eine gute Wahl". Und optimistisch wurde auf die „von der Jugend her bestimmte Altersstruktur der Partei" verwiesen.

Und flugs wurden die gerufenen Geister losgelassen. Die NPD-Jugend trieb protestierende junge Antifaschisten über den Schloßplatz und schlug selbst Mädchen blutig. Und die Polizei? „Während die ersten roten Fahnen unter dem tosenden Beifall der Menge verbrannt wurden, übergab man der Polizei einige Rädelsführer", schrieb der NPD-Reporter.

Und auch im Jahr zuvor hatten sie's auf dem Schloßplatz mit dem 17. Juni.

Panzerspähwagen waren aufgefahren, Gewehrpyramiden aufgestellt; Rekruten der Bundeswehr angetreten. Bevor sie die Vereidigungsformel sprachen, spielte das Musikkorps das Gebet: „Ich bete an die Macht der Liebe", danach das „Deutschlandlied". Und der Oberstleutnant Walitschek erklärte den Rekruten, daß sie sich mit dem Eid „zur Gemeinschaft der deutschen Soldaten" bekannt hätten.

Die Gemeinschaft, die er meinte, war bereits vormittags auf der Veste zelebriert wor-



Freiheit, die ich meine. / Welche meinst du, sprich! / Deine oder meine? Darum dreht es sich – Obermeister Dorscht (mit Fernglas), 48 Jahre (10 Jahre Wehrmacht, 17 BGS); u. a. Verbindungsmann zum CIC; und unseren Grenzern ruft er zu: „In der Bundesrepublik gibt es die echte Freiheit".

Die Revanche trommelt (NPD-Kundgebung, Juni 1968 in Coburg)



den. „Ehrenposten der Bundeswehr standen vor dem Ehrenmal der 95er im Innenhof der Veste ... Die alte Regimentsfahne der 95er wurde aus der Veste gebracht und neben dem Rednerpult postiert." Und viele, viele „alte und junge Kameraden" waren gekommen, von den letzten, greisen 95ern über die Frau Herzogin Viktoria Adelheid bis zur Kreiskameradschaft Coburg „Deutsches Afrikakorps".

Man feierte anläßlich der „160. Wiederkehr der Gründung des Thüringischen IR 95". Der 18. Februar 1807 gilt als der Gründungstag, aber in Coburg feierten sie am 17. Juni (damit wir wissen, welche Einheit sie im Sinne haben?). Gern wären sie wohl auch mit wehender Regimentsfahne nach Gotha und Hildburghausen gefahren, wo einst das Gros des Regiments lag. Aber dort feierte man 1967 — oh heiliger Zorn — den 50. Jahrestag der Oktoberrevolution. Übrigens wieder ein Grund, daß in und um Coburg besonders viel los war. Denn so konnte am folgenden Sonntag die Traditionspflege der 95er „nur" durch das Panzergrenadierbataillon der Bundeswehr 101 Ebern mit der (symbolischen) Übergabe der Regimentsfahne übernommen werden.

Aber vielleicht hat die Vereidigung der Bundeswehrrekruten den BGS-Mann nicht mal gejuckt? Hatte Coburg nicht die erste öffentliche Vereidigung und den ersten Großen Zapfenstreich nach dem Krieg erlebt, 1951 bereits und durchgeführt vom BGS? Und er erinnert sich der eigenen Vereidigung. Sogar der Oberbürgermeister hatte gesprochen: die Stadtväter seien stolz auf ihren BGS.

Und weshalb sollte es der Dr. Langner eigentlich auch nicht. Nach Auskunft der Kriminalpolizei hat er in Zwickau zwei Kommunisten an die Gestapo verraten. Der einstige US-Stadtkommandant von Coburg. Major Brown, erklärte jedoch, Dienstsiegel und Unterschriften aus dem „kommunistischen Zwickau" seien ihm ein Fetzen nichtigen Papiers. Und soll dieser Dr. Langner nicht stolz sein auf den BGS? Mit den Notstandsgesetzen und der Erteilung des Kombattantenstatus wurde doch nur jene Rolle des BGS als Stoß- und Elitetruppe nach innen und außen gesetzlich fixiert, die er seit Anbeginn spielt. Nicht grundlos tummeln sich in ihm 12mal mehr ehemalige SS-Leute als in der Bundeswehr.

Und der BGS-Mann mag's sogar wissen. Na, und? Nehmen Sie doch nur den Hauptmann Hopf, den stellvertretenden Kommandeur der 4. Einsatzabteilung der 2. Gruppe. Der war bei der Leibstandarte „Adolf Hitler". Die Russen haben ihm sogar 25 Jahre angehängt. Ein Kerl ist das. Und wie er erzählen kann. Die deutsche Wehrmacht war übrigens immer vorbildlich, sagt er. Und Hauptmann Hopf hat sicherlich auch mitgemacht, als wir vom BGS im Tag- und Nachteinsatz gegen das Hochwasser standen. Und meinen Sie etwa, er gibt nicht sein Scherflein, wenn wir jedes Jahr eine Abteilung arme Kinder zum Weihnachtsfest bescheren? ...

Gut und gerecht und edel also wie die lieben Weihnachtsmänner? Wies doch während der Weihnachtsfeier 1966 im Speisesaal der Kaserne ein Knirps auf die BGS-Stiefel des Nikolaus und sagte: „Das ist bestimmt kein echter!"

P. S. Und auch das Wort „Schutz" ist nicht echt. Dies schrieb die BGS-Zeitung „Parole" über zwei Übungen im Kommando Mitte und Süd: „.... Kraftwerke, Postanlagen, Brücken usw. wurden durch entsprechende Kennzeichen beschädigt oder gar gesprengt ... Der Sperrstab der Übungsleitung mußte nachprüfen, ob die Sprengkörper ... sachgemäß angebracht waren. Erst dann ist die Sprengung von der Übungsleitung anerkannt worden." Und der Kommandeur einer bayrischen BGS-Abteilung, Hasso von Puttkammer, sprach: „Wir haben dort weitergemacht, wo wir 1945 aufgehört haben!"

Niemals weiter als bis hier (Über Nacht an unsere Grenzsicherungsanlagen geklebtes Plakat im Sonneberg-Coburger Raum)



Soldaten schreiben für Soldaten

Höflichkeit

Genosse Paul steht zum ersten Mal Posten, am Munitionslager. Es ist kurz vor der Ablösung. Da kommt Oberfeldwebel Schmidt, der Zutritt zum Munitionslager hat, grüßt und sagt zum Posten durch den Zaun: „Ich bin der Oberfeldwebel Schmidt und möchte ins Munitionslager.“ Darauf meldet Genosse Paul forsch: „Ich bin der Posten Soldat Paul und warte auf meine Ablösung!“

Unterfeldwebel Thom

Verdatterung

Wir hatten Wache im Objekt II. Unverhofft erschien der Regimentskommandeur. Wir 12 Mann spritzten hinaus und nahmen Aufstellung. Nach der Meldung glitt der Blick des Vorgesetzten kritisch über uns hinweg und blieb am Soldaten Cz. hängen, der in der Eile seine MPi falsch umgehängt hatte. Unvermittelt fragte der Oberstleutnant: „Wie alt sind Sie, Genosse Soldat?“ –

„Vierzehn, Genosse Oberstleutnant“, stotterte Cz. aufgeregt.

Oberstleutnant K. konnte ein Lächeln nicht unterdrücken und sagte dann ruhig: „Aber Genosse Soldat, rechnen Sie mal genau nach, Sie sind doch nicht erst vierzehn Jahre alt.“

„Achso, nein, natürlich nicht, entschuldigen Sie bitte, ich bin achtzehn Jahre“, stieß der Genosse Cz. hervor.

In Wirklichkeit war er neunzehn.

Soldat Dankowski





Illustrationen: Harri Parschau

Ausrede

Die Genossen waren gleich am ersten Tag belehrt worden, wie sie bei Eintritt eines Vorgesetzten Meldung zu erstatten haben. Der Divisionskommandeur wollte sich über den ordnungsgemäßen Verlauf dieses wichtigen Tages informieren und machte auch einen Stubendurchgang. In einem Zimmer befand sich niemand. Der General trat trotzdem ein, legte seine Mütze für einen Moment auf ein Bett und wischte sich mit dem Taschentuch die Stirn ab, denn es war ungewöhnlich heiß. In diesem Augenblick stürzte plötzlich ein Soldat hinter dem großen Kachelofen hervor, riß die Hacken zusammen, legte die Hand an den nicht vorhandenen Mützenrand und meldete stramm: „Soldat Specht beim Pfeife stopfen!“

Generalmajor S. war so überrascht, daß er dankte und dabei auch die Hand zum nicht vor-

handenen Mützenschirm hob. Er faßte sich sofort und fragte unwillig: „Sie dürfen hier doch gar nicht rauchen?!"
„Nein, Genosse General, aber ich stopfe sie schon jetzt, weil ich morgen früh zwischen Frühsport und Appell wenig Zeit haben werde."

Soldat J. Krüger

Dienstgrade

Der frischgebackene Soldat Fritsche bekommt den Befehl, zu Major Schneider einen Brief ins Stabsgebäude zu bringen. Da er ihn nicht im Zimmer findet, tritt er im Flur auf eine Gruppe Offiziere zu und fragt den Ranghöchsten, einen Hauptmann:
„Verzeihung, Genosse Leutnant, sind Sie Major Schneider?"

Unterfeldwebel Thom

Überraschung

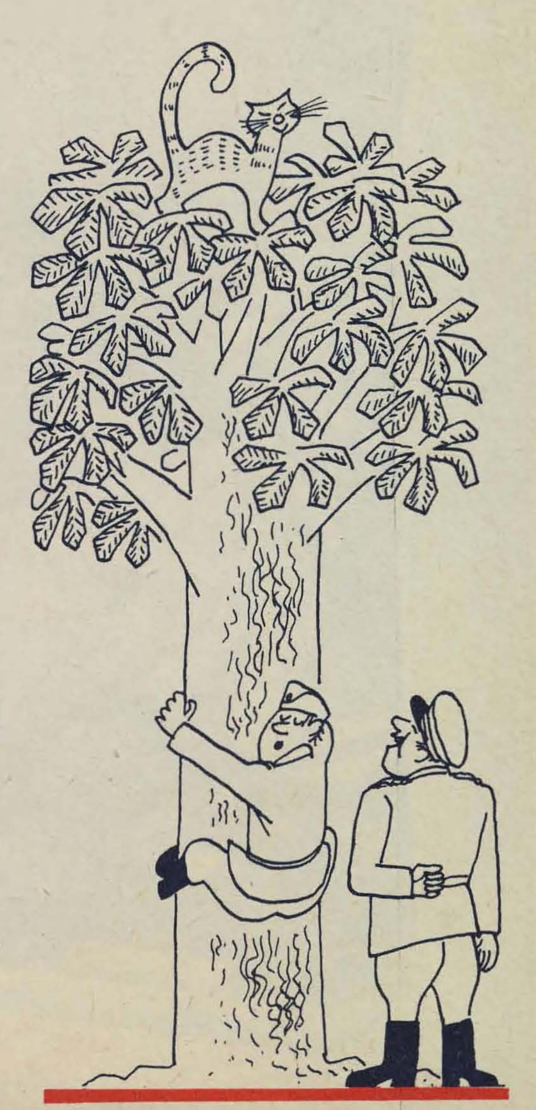
Tage der Neueinstellung. Oberleutnant Lowak übernimmt einen Zug neuer Soldaten. Gegen Abend eilt er nach Hause und zieht sich Zivil an, um noch einiges zu erledigen. Sein Weg führt ihn in der Dämmerung an der Dienststelle vorbei. Dort tummeln sich die „Neuen" am Fenster, rufen den Mädchen Scherzworte zu und bedenken auch „zivile" Jugendliche ihrer Altersstufe mit ironischen Bemerkungen. Als nun Genosse Lowak, der sehr jung aussieht und zart wirkt, vorüberkommt, muß er erfahren, daß er „wohl ein Muttersöhnchen" sei, „auch bald drankomme" und sein „Stahlhelm schon gepreßt" sei. Ein Blick auf die Fenster und Oberleutnant Lowak weiß Bescheid: Es ist eine Stube im eigenen Kompaniebereich.
Am anderen Morgen zum Wecken betritt Oberleutnant Lowak die besagte Stube und bittet, daß jene Genossen sich melden sollen, die gestern aus dem Fenster heraus einem jugendlichen Passanten die und die Worte zugerufen haben. Betroffen sehen sich die Soldaten an, schließlich melden sich drei Mann; ganz bedeppert schauen sie drein. Oberleutnant Lowak wendet sich lächelnd zu ihnen: „Ich danke Ihnen, daß Sie sich so viel Sorge um mich gemacht haben. Allerdings kommen Ihre perspektivischen Ratschläge einige Jahre zu spät. Da ich aber als Zugführer für die nächsten 18 Monate an Ihrer Perspektive Anteil habe und will, daß Sie alle zu klugen und ausdauernden Soldaten werden, möchte ich mit Ihnen heute Frühsport und Dienstsport machen, da Sie ja gottlob keine Muttersöhnchen sind." Die Soldaten haben nie wieder voreilige Urteile gefällt.

Leutnant Günter Stein

Schlagfertig

Es ist ein sonniger Herbsttag. Man erwartet den Divisionskommandeur. Die Fenster werden geputzt, die Stuben gereinigt und an den Wegen verschwindet das herabgefallene Laub. Unmittelbar am Kasernentor steht eine dicke alte Kastanie. Um einer erneuten Verunreinigung des darunter vorbeiführenden Weges vorzubeugen, versucht ein übereifriger Soldat, auf die Kastanie zu klettern, um die locker sitzenden Blätter abzuschütteln. Plötzlich kommt ein älterer Oberst durch den KDP. Er sieht die verzweifelten Anstrengungen des Soldaten, dem es nicht gelingt, die Kastanie zu erklimmen, und er sagt lachend: „Genosse Soldat, als ich so jung war wie Sie, bin ich wie eine Katze den Baum hinaufgeklettert."
Der Soldat schaut sich um, sieht den Vorgesetzten und antwortet lächelnd: „Genosse Oberst, erlauben Sie, damals war der Baum auch noch nicht so dick wie jetzt."

Unteroffizier Horst Lutsch







J. C. Schwarz

1850 gründete Allan Pinkerton, der Vater des weltberühmten amerikanischen Detektiv-Institutes, als Nebenzweig seiner Firma eine Schutzgarde, die er geheimnisvoll „Pinkerton's Protective Patrol" nannte. Zu deutsch: „Pinkertons Schutz-Patrouille". Für einen Tagessold vermietete er diese uniformierten und bewaffneten Wachen an geschäftliche und industrielle Unternehmen. Das Abzeichen dieser „Pinks" genannten Beamten war eine Blechmarke, die ein geöffnetes Auge zeigte und die Inschrift: „Wir schlafen niemals" (we never sleep). Allerdings erlangte die Pinkertonsche Schutzgarde niemals die Popularität, wie jene Detektive der Agentur, die in den phantastischen und dramatischen Auseinandersetzungen mit der amerikanischen Verbrecherwelt eine Rolle spielten. Die PPP wirkte bis zum Frühjahr 1892 im Dunkeln, wenig beachtet, obwohl sie dem ersten privaten Detektivinstitut Amerikas in steigendem Maße beträchtliche Einnahmen sicherte. Geschäftsleute und Unternehmer aller Art, große und kleine, machten Gebrauch von der Einrichtung der Pinkertonschen Wachgesellschaft, um ihr Eigentum zu schützen. Aber bald erkannten Unternehmer und der clevere Mr. Pinkerton, daß diese Männer mit der Blechmarke nicht nur zum Schutz des Kapitals vor Raub und Gangsterüberfall zu gebrauchen waren.

Es begann damit, daß Allan Pinkerton im Oktober 1873 im Auftrag der Unternehmer einen Detektiv seiner Agentur ins pennsylvanische Kohlenrevier schickte. Hier, im Gebiet westlich New Yorks, hatte sich nach irischem Vorbild um 1870 herum unter den Kohlen- und Erzarbeitern eine Geheimorganisation, die „Mollie Maguires", gebildet, die mit anarchistischen Kampfformen für die Rechte der Arbeiter kämpfte. Die Aufnahme-Riten dieser Geheimorganisation erinnern an die der Freimaurer. Auch Femegerichte und Aburteilung von Verrätern gehörten zu den Praktiken der „Mollies". Dieser besagte Agent Pinkertons — selbst ein Ire und besonders begabt für Umgang mit Arbeitern — drang, sich als Kumpel ausgebend, mit der Absicht in die Gesellschaft der Mollies ein, der Polizei die Möglichkeit des Eingreifens zu geben. Dies war der Auftakt für die Entwicklung besonderer amerikanischer Formen im Kampf gegen die Arbeiterklasse. Noch nahm die Öffentlichkeit keinen Anstoß, da die glänzenden Ergebnisse der Pinks bei der Aufklärung von Mord- und Raubtaten ungeteilten Beifall fanden, sogar im Ausland. Der Pinkerton-Detektiv, der die Mollies „zur Strecke gebracht" hatte, wurde ein berühmter Mann. Aber 20 Jahre nach der Mollie-Affäre, acht Jahre nach Allan Pinkertons Tod, im Frühjahr 1892, erfüllten die Nachfolger Allans, seine Söhne Robert und William, in Homestead in Pennsylvanien, acht Meilen östlich von Pittsburg, im Revier der früheren Mollies, einen Auftrag, in dessen Ergebnis die bis dahin berühmte und gefeierte Detektiv-Agentur in wenigen Tagen zu einem von allen organisierten Arbeitern Amerikas gehaßten Institut wurde.

Die Carnegie-Stahlwerke waren eins der ersten konzernähnlichen Unternehmen Amerikas. In eigenen Minen wurden Erze und Kohlen gefördert und entweder auf eigenen Dampfschiffen oder mittels einer privaten, der Gesellschaft gehörenden Eisenbahn die 425 Meilen lange Strecke zu den Hochöfen in Homestead gebracht, wo das Erz mit in Homestead hergestelltem Hochofenkoks und mit Kalkstein aus carnegieeigenen Steinbrüchen vermischt und geschmolzen wurde. Hauptdirektor des Konzerns war um diese Zeit ein gewisser Henry C. Frick, ein Feind der organisierten Arbeiter, der die Millionengewinne der Konzernherren und das Elend der Stahlwerker dadurch zu erhalten versuchte, daß er im Dezember 1891, in der Christmas-Zeit, ein privates Auge der Pinkerton-Agentur aus New York holte, einen besonders begabten Detektiv, der herausfinden sollte, wer die Stahlwerker in Homestead aufwiegelte. McParland, der Detektiv, der die Mollies zur Strecke gebracht hatte, war als reicher Mann in demselben Jahr gestorben, in dem Allan Pinkerton, sein Chef, das Zeitliche gesegnet hatte. Mister Longham, der jetzt in Homestead eine ähnliche Aufgabe wie seinerzeit McParland durchführen sollte, wußte, daß die große Chance seines Lebens gekommen war. Er hatte von William Pinkerton, dem Sohn Allans, noch eine Geheiminstruktion mit auf den Weg bekommen: Nicht nur zu forschen und Nachrichten zu liefern, sondern auch in seiner Verkleidung als Stahlarbeiter Einfluß zu gewinnen auf die Gewerkschaft der Stahlarbeiter und sie zu unüberlegten Handlungen zu verleiten, damit die Polizei einen Vorwand für Verhaftungen erhielt. Frick hatte um diese Erweiterung der Aufgaben des Pinkerton-Agenten gebeten und damit erstmalig den ‚agent provocateur' in die Arbeit der Firma eingeführt. ▶



Mister Longham hatte sich theoretisch vorbereitet. Die modernen Trade-Unions waren keine Mollies, man konnte hier keine billigen Freundschaften machen, indem man irische Lieder sang und sich dabei auf der Gitarre begleitete, wie es McParland getan hatte; man mußte einiges wissen über die moderne Gewerkschaftsbewegung, und man mußte auch als „arbeitsloser Stahlarbeiter aus dem Colorado-Gebiet" Geschichten auf Lager haben, die bezeugen konnten, daß man im gewerkschaftlichen Kampf Erfahrung hatte. Aber sogar Mister Longham, der in schlechter zerschlissener Kleidung, ein Bündel mit seinen „Habseligkeiten" auf dem Rücken, in Homestead eintraf, war entsetzt über Armut und menschenunwürdige Wohnverhältnisse der Carnegie-Arbeiter, ein Gefühl, das er allerdings begrüßte, denn es erleichterte ihm den Auftrag, sich einzumischen und im Sinne Fricks gegen Frick zu agitieren.
Schon nach vier Wochen war John Longham, der sich mit gültigen Gewerkschaftspapieren ausweisen konnte, ein in Homestead beliebter und bekannter Kumpel. Er hatte für ein paar Cents Quartier bekommen bei einer Stahlwerkerfamilie, in deren Küche er zusammen mit dem elfjährigen Sohn auf dem Boden schlief, weil das einzige vorhandene Zimmer von fünf Personen bewohnt wurde, die sich nachts in zwei Betten teilten. John Longham, der durch Vermittlung der Gewerkschaft Arbeit im Stahlwerk bekommen hatte und Erze ablud, wurde bekannt für seinen Haß auf den Hauptdirektor Frick. Immer wieder wies er auf das schloßähnliche Haus hin, das sich Frick auf einem Hügel am Rande des Städtchens erbaut hatte. und forderte die Kumpel auf, es zu stürmen und zu zerstören, um die Aufmerksamkeit der amerikanischen Öffentlichkeit auf die unerträglichen Lebensbedingungen der Carnegie-Arbeiter zu lenken. Es war nur merkwürdig, daß John Longham nichts geschah, denn Frick war dafür bekannt, überall seine Ohren zu haben und äußerst rigoros gegen Arbeiter vorzugehen, die nicht parierten. Der Mut Johns wurde bewundert, und man wählte ihn im Februar in eine Gewerkschaftsfunktion, von der aus er jetzt noch wirkungsvoller seine Agitation betreiben konnte.
Aber auch ohne ihn waren in Homestead Arbeitskämpfe fällig. Der vierzehnstündige Arbeitstag, ein Lohn, der nicht leben und nicht sterben ließ, die skrupellose Ausbeutung von Frauen und Kindern, Fricks Willkür bei Entlassungen und bei als „Strafe" gedachten Lohnabzügen, die Wohnbedingungen der Kumpel, die jeder Beschreibung spotteten: All das zusammen führte im Frühjahr zu Lohn- und Arbeitskämpfen unter Führung der Gewerkschaft. John Longham, der „ehrliche Kumpel" aus dem Colorado-Gebiet, hatte in New York, wohin er öfter reiste, um seine „kranke Schwester" zu besuchen, einen Wink bekommen, daß es wünschenswert wäre, den in einem Ort in der Nähe von Homestead lebenden Gewerkschaftsführer O'Donnell, der den Unternehmern Pennsylvaniens schon lange ein Dorn im Auge war, für

eine Verhaftung durch die Polizei „reif“ zu machen. Jener war es, der die Verhandlungen mit Frick über die Verbesserung der Lebensbedingungen der Stahlarbeiter führte. Aber es war schwer für John Longham, irgend etwas herauszufinden, das gegen O'Donnell sprach. O'Donnell war ein ruhiger und erfahrener Verhandlungsführer, der mit Anstand und großer Klugheit argumentierte und dessen geistige und moralische Überlegenheit Frick zum Rasen brachte. Gerade O'Donnell war der letzte, dem man irgendwelche ungesetzlichen Absichten unterschieben konnte. Das einzige, was er tat, als Frick die Verhandlungen kurzerhand abbrach und für gescheitert erklärte, war die Andeutung, daß die Carnegie-Stahlwerke mit der Möglichkeit eines Streikes ihrer Belegschaft zu rechnen habe. Es gab kein Gesetz, das den Arbeitern den Gebrauch dieser letzten Waffe im Kampf um ihre Rechte verbot.

Die Arbeiter erfuhren von dem Abbruch der Verhandlungen mit Frick; eine große Erregung griff in Homestead um sich. John Longham, der selbst den Gewerkschaftsführer, dessen Klugheit und Überlegenheit, fürchtete, wartete, bis O'Donnell Homestead wieder verlassen hatte und hielt dann eine flammende Rede vor den Kumpeln, in der er sie aufforderte, auf die Straße zu gehen und zu demonstrieren. Vielleicht konnte er sie auf diese Weise doch noch zu dem Haus Fricks lenken und zu Gewalttätigkeiten verführen. Gemäßigte Gewerkschaftsfunktionäre warnten ihn und versuchten, ihn zurückzuhalten. Hätten sie gewußt, daß er ein Pink war und im Solde Fricks stand, sie hätten vielleicht doch noch das mit ihm getan, was er mit Frick zu tun vorschlug, nämlich ihn an einen Baum geknüpft. Zur Demonstration erschien John Longham mit einer selbstgebastelten lebensgroßen Puppe, die Frick darstellte und an einem Galgen baumelte. Der Agent ging mit dieser anschaulichen Darstellung der von ihm empfohlenen Taktik an der Spitze des Zuges, ohne den Zug allerdings zu Fricks Haus lenken zu können, die Kumpels wollten nicht mitmachen, sie zogen ihn in eine andere Richtung. Merkwürdig war, daß der Orts-Sheriff McLeary, dem sechs Hilfssheriffs zur Verfügung standen, sich vor dem Demonstrationszug versteckte und kein Interesse für den aufrührerischen Kumpel aus dem Colorado-Gebiet zeigte.

Als die Arbeiter am nächsten Morgen zur Fabrik kamen, fanden sie sämtliche Tore verschlossen und verrammelt. Eine Bekanntmachung Fricks teilte ihnen mit, daß die Carnegie-Stahlwerke bis auf weiteres ihre Arbeit einstellten. (Damals war es in Amerika üblich, auf diese Weise Kampfhandlungen der Arbeiter zu beantworten.) Es waren Zimmerleute damit beschäftigt, eine feste Bretterwand rund um das Werk zu errichten, was die Erregung in Homestead weiter steigerte. John Longham nutzte die allgemeine Kampflust und riet, Löcher in die Bretterwand zu bohren, um Gewehrläufe hineinschieben und auf das Innere des Werkes richten zu können. Tatsächlich wurden einige Dutzend solcher Löcher gebohrt. Homestead glich einem kochenden Hexenkessel.

Inzwischen begab sich Frick insgeheim nach New York und bestellte bei der Pikerton-Firma 300 Agenten, die fünf Dollar je Tag erhalten und das Werk in Homestead „beschützen“ sollten. Diese Patrouillen-Männer waren meistens Arbeitslose, die sich etwas Geld verdienen wollten, und Frick hatte in New York vereinbart, daß sie möglicherweise, wenn die Geschäftsleitung der Carnegie-Werke es wünschte, die Arbeitsplätze der streikenden Stahlwerker besetzen und die Arbeit weiterführen sollten. Er rechnete nach der Aussperrung mit dem Streik.

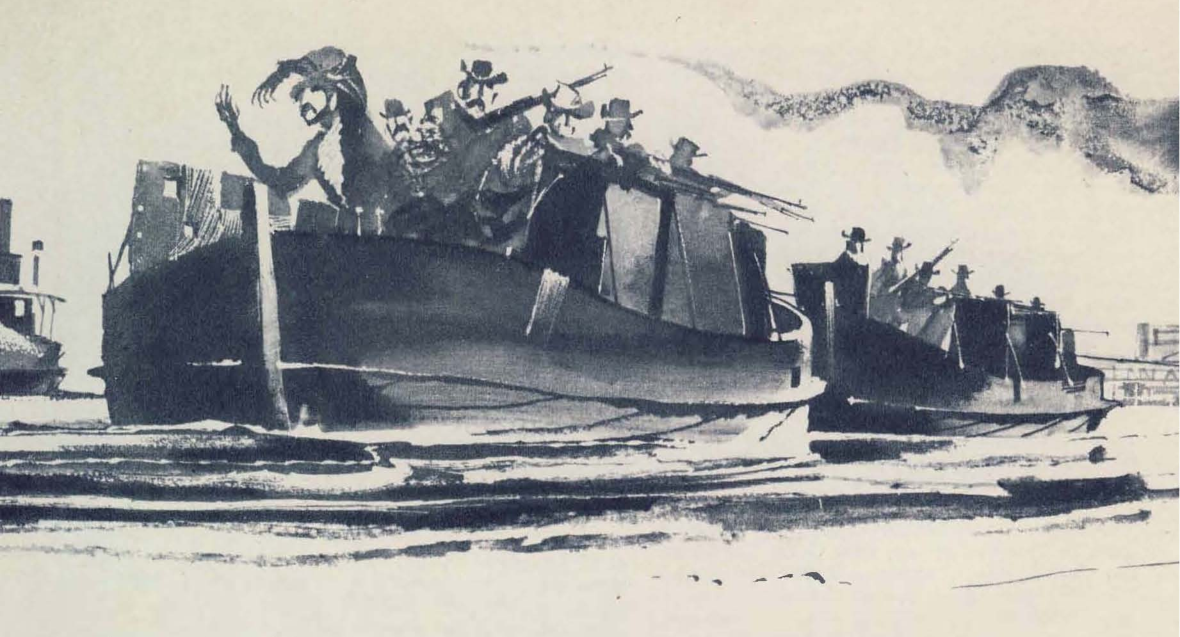
Zu dem Pink als agent provocateur gesellte sich jetzt der Pink als Streikbrecher. Auf dem Bahnhof in Homestead hatte Frick übrigens den Orts-Sheriff McLeary getroffen, ihn auf die Seite gezogen und zu ihm leise gesagt:

„Willst du Bezirks-Sheriff in Pittsburg werden? Ich regele das für dich, ich habe gute Beziehungen. Aber du mußt mir diesen O'Donnell erledigen. Versteh' mich, du sollst ihn nicht killen, du sollst ihn kompromittieren, und zwar dadurch, daß die Arbeiter in Homestead Dummheiten machen und man O'Donnell als Anstifter verhaften kann. Hast du verstanden? Ich will diesen O'Donnell erledigen. Zur Belohnung mache ich dich zum Bezirks-Sheriffff in Pittsburg.“

McLeary verstand. Schließlich ist ein Sheriff kein dummer Junge. Er dachte sich was aus. Er hatte ein paar Freunde unter den Stahlwerkern, und von seinen Untersheriffs hatte auch jeder ein paar Freunde. Man mußte das Gerücht verbreiten, daß der Sheriff in Homestead beide Augen zudrücken würde, sollten die Stahlwerker ein paar Morde oder Brandstiftungen im Interesse ihrer gerechten Sache riskieren.

Und so geschah es. Die Stahlwerker erfuhren, daß „ihr“ Sheriff loyal war und auf ihrer Seite stand und sie von ihm nichts zu befürchten hatten. Gewalttätigkeit lag in der Luft. Noch wußten sie nicht, zu welchem Zweck, aber sie begannen, sich zu bewaffnen, was damals in Amerika so wenig Schwierigkeiten bereitete wie heute. Es wurde bekannt, daß Frick nach New York gereist war und ein ganzes Regiment von Streikbrechern angeheuert hatte — ein Hilfssheriff McLearys hatte geplaudert. Die Arbeiter besetzten Bahnhof, Hafen und den Flußlauf, die Einfahrt ins Stahlwerk und den Bretterzaun, den Frick errichtet hatte, und warteten auf die kommenden Dinge, unbehindert von McLeary und ermuntert von John Longham, der nicht wußte, daß die Fremden, die Frick zur Verstärkung herangeholt hatte, Pinks waren, Leute seiner eigenen Firma.

Am Morgen des 6. Juli erfuhr er es. Es kamen zwei Barken den Fluß herauf, eine von ihnen, deren Motor ausgesetzt hatte, wurde von einem Dampfboot, der „Little Bill“, gezogen. Die Barken, durch dicke Stahlplatten der Carnegie-



Illustrationen: Karl Fischer

Werke in kleine Kriegsschiffe verwandelt, waren vollgestopft mit Menschen und Waffen. Als sie sich dem Hafen von Homestead näherten, fuhr ihnen ein Patrouillenboot der streikenden Arbeiter entgegen, entdeckte die bewaffneten und uniformierten Männer mit Blechaugen auf den Hemden und stieß, wendend und zurückkehrend, einen schrillen Dampffeifenton aus. Sofort antworteten in Homestead sämtliche Kirchenglocken und Sirenen, das Zeichen für die Einwohner der Stadt, zum Fluß zu eilen und Ufer und Hafeneinfahrt zu besetzen.
Plötzlich ertönte ein Schuß. Es wurde niemals geklärt, wer ihn abgegeben hatte. Er löste ein heftiges Feuergefecht aus, an dem Hunderte von Gewehren und Revolvern teilnahmen. Als sich der Rauch verzog, lagen Tote und Verwundete auf den Barken und am Ufer des Flusses. In einer Kampfpause sammelte die „Little Bill" die verwundeten Pinks und kehrte mit Volldampf nach Braddock zurück, dem Ausgangshafen des Transportes. Inzwischen gruppierten sich die Kräfte auf beiden Seiten neu, und die Schlacht nahm ihren Fortgang. Eine Gruppe der Pinks versuchte, das Ufer zu stürmen, wurde aber mit starken Verlusten zurückgetrieben, von Scharfschützen, die sich hinter rasch errichteten Barrikaden verschanzt hatten. Der Kampf dauerte mehrere Stunden, sogar eine Kanone trat in Aktion, die die „Little Bill", als sie zurückkehrte, um die Barken nach Braddock abzuschleppen, mit derart schwerem Beschuß empfing, daß sie ihren Versuch, näher zu kommen, aufgeben mußte. Jetzt wurden die Barken, die hilflos in der Mitte des Stromes trieben, weiter beschossen, von einer empörten Menge, die begriffen hatte, daß Frick mit einer privaten Armee den Widerstand der Arbeiter brechen wollte. Die Einwohner waren entschlossen, die Besatzung der Barken außer Gefecht zu setzen. Um diese Zeit ritt John Longham den wildesten und verzweifeltsten Ritt, den jemals ein Pinkerton-Detektiv unternommen hatte. Er hatte erkannt, daß auf den Barken Leute von der eigenen Firma waren und irgendein Zufall die Chefs daran gehindert hatte, ihn von deren Kommen in Kenntnis zu setzen. Sein Auftrag, die Arbeiter zu ungesetzlichen Aktionen zu verleiten, um ihre Führer festnehmen zu können, richtete sich jetzt gegen seine Auftraggeber und die übrigen Helfershelfer, und es war nur der Führer der Arbeiter imstande, weiteres Blutvergießen zu verhindern und die gesetzlichen Verhältnisse wieder herzustellen. Er ritt zu O'Donnell, nur dieser Mann konnte die Stahlwerker beruhigen und von weiteren Schreckenstaten abhalten. Während er wie im Fieberwahn auf seinem Pferd dahinjagte, sah er im Geiste die empörten und verzweifelten Arbeiter die Barken stürmen und ein Blutbad unter den Pinks anrichten. Er sank vor demselben O'Donnell auf die Knie, den er und McLeary der Polizei hatten ausliefern sollen, und flehte ihn an, sofort nach Homestead zu kommen und zu den Arbeitern zu sprechen. „Sir", sagte er, „nur Sie können ein großes Unglück verhüten."
O'Donnell sattelte sein Pferd und jagte zusammen mit John Longham nach Homestead. Natürlich wußte er nicht, wer John Longham in Wirklichkeit war. Als er auf dem Kampfschauplatz anlangte, versuchten gerade die Arbeiter,



durch Öl, das sie aufs Wasser schütteten und in Brand setzten, die Barken zu vernichten, aber der Wind trieb die brennende Ölschicht von den Barken fort. In der einen Hand die amerikanische Flagge, die andere Hand zum Himmel erhoben hielt O'Donnell eine leidenschaftliche Ansprache an die bewaffneten Arbeiter und bewirkte, daß die Pinks, die ihre Waffen auf den Schiffen lassen sollten, unbehelligt an Land gehen durften, sie brauchten ärztliche Hilfe, und auch die Heimfahrt per Eisenbahn mußte man ihnen ermöglichen. Er führte die Pinks, nachdem sie die Schiffe verlassen hatten, durch die Straßen zu einer Turnhalle, konnte aber nicht verhindern, daß die Einwohner der Stadt, Frauen und Männer, ihrer Empörung Luft machten. Im ganzen hatte die Schlacht 20 Tote gefordert, 11 Stahlwerker und 9 Pinkerton-Leute, und es gab 134 Verwundete.

Um die Öffentlichkeit zu beschwichtigen, wurden am 23. Juli 1892 Robert und William Pinkerton, die Erben und Inhaber der Detektiv-Agentur, vor den amerikanischen Kongreß geladen. Frick hatte sein Ziel nicht erreicht. Gerade der Führer der Arbeiter war es, der größeres Unheil verhütet hatte. Die Chefs der Pinkerton-Agentur teilten dem Kongreß verschiedene Zahlen und Fakten mit, die die Homestead-Affäre betrafen, weigerten sich aber, Einzelheiten der Vereinbarung mit Frick preiszugeben, eine Haltung, die sicher Fricks Beifall fand. Aber auch so war es allen amerikanischen Arbeitern klar, daß die 300 Pinks, die sich nach Homestead eingeschifft hatten, das Eigentum der Carnegie-Company vor allen Dingen dadurch hatten beschützen sollen, daß sie den Arbeitsplatz der ausgesperrten Stahlwerker besetzten, die Arbeit wieder in Gang brachten und die Rolle von Streikbrechern spielten. Nie wurde McLeary Bezirks-Sheriff und nie John Longham reich und berühmt wie McParland, der die Mollies seinerzeit zur Strecke gebracht hatte. Freilich bewies den amerikanischen Unternehmern die Homestead-Affäre, daß die Pinks ihre Leute waren.

Heute findet man in der Church-Street 100 in New York ein modernes Glas-Stahl-Gebäude, das einer Gesellschaft gehört, die 13 000 Angestellte in 45 Filialen in den Vereinigten Staaten und Kanada beschäftigt. Es ist die Pinkerton-Agentur, die jährlich etwa 30 Millionen Dollar Einnahmen hat. Sie bedient vorrangig Geschäfts- und Industrieunternehmen, Hotels und Juwelenhändler und hat seit 1892 nicht ihren Ruf eingebüßt, auf Seiten des Kapitals immer einsatzbereit zu sein gegen die Arbeiter.

12 Jahre Ringen um Ringe

Von Klaus Weidt

„Schießsport: Gebrauch von Schußwaffen für Sportzwecke, wobei der Sieger und die Rangfolge der übrigen Teilnehmer der Anzahl der erzielten Ringe oder Treffer entsprechen."

(Meyers Neues Lexikon, Band 7)

Mit diesem Wissen ausgerüstet, einer kleinen Sportenzyklopädie in der Tasche und einigen Gramm Watte in den Ohren betrat ich klopfenden Herzens im September 1958 den Leipziger Schützenhof. Ich hatte den ersten größeren Auftrag meiner soeben begonnenen Sportjournalisten-Laufbahn zu erfüllen, und alle Einwände und Bedenken wies man mit dem Hinweis darauf ab, daß ich doch vor einem Monat erst beim Reservistenlehrgang die sMG-Übung mit „sehr gut" bestanden habe.

So stand ich recht hilflos zwischen Soldaten und Offizieren von 12 Armeen (es waren Wettkämpfe der I. Sommerspartakiade) und bestaunte inmitten des fachkundig diskutierenden Publikums die eigenartigen Bezeichnungen an der riesigen Ergebnistafel: Freie KK-Büchse, Olympisches Schnellfeuer, Freies Gewehr, Scheibenpistole, Armeegewehr, Kombination 30 + 30 ... Dann landete ich irgendwie auf dem Großkaliberstand, wo ich bei jedem Schuß zusammenzuckte. Eine halbe Stunde oder mehr sah ich den Schützen zu, die in einem bewundernswerten Gleichklang der Bewegungen ihre 300 m entfernten Ringscheiben anvisierten. Als ich in meiner Enzyklopädie zu blättern begann, um die Dauer eines solchen Wettbewerbs festzustellen, klopfte mir einer auf die Schulter. „Wohl neu hier?" Ich nickte heftig. Darauf der wieder: „Na, dann komm mal raus, Genosse, ich werde dir was erzählen."

Das war meine erste Bekanntschaft mit einem Schützen vom ASK Vorwärts Leipzig. Eine Woche später konnte ich meiner Redaktion ein erstes Urteil telegrafieren: „Der ASK hat sein Bestes gegeben. Was seinen Schützen noch fehlt, ist internationale Erfahrung." Unsere Armeeschützen waren Vierte geworden. Tatsächlich eine beachtliche Leistung nach zweieinhalb Jahren Training ...

„Etwa zur Zeit der Völkerwanderung wurde das Armbrustschießen bekannt. Jahrhunderte später bildeten Armbrustschützen die erste Schützengilde. Eine der ältesten ist die 1220 gegründete private Schützengesellschaft Goslar."

(Enzyklopädie „Körperkultur und Sport")

Der ASK Vorwärts Leipzig ist weder privat noch eine Gilde. In ihm vereinen sich die besten Sportschützen der Nationalen Volksarmee, die natürlich keine Armbrüste in der Waffenkammer zu stehen haben, sondern Sportgewehre und Pistolen, mit denen sie die olympischen Disziplinen trainieren. Das Gründungsdatum ist exakt bekannt: 1. Februar 1956. An der Wiege der Schützenmannschaft stand neben vielen anderen Paten der heutige Stadtkommandant von Berlin, Generalmajor Poppe.

Der Umzug vor 12 Jahren wird den Beteiligten wohl unvergessen geblieben sein. Bei minus 25 Grad packten KVP-Sportschützen in Cottbus ihre Koffer, um auf einem Lastwagen nach Leipzig zu reisen. Für diese Strecke brauchten sie immerhin acht Stunden, weil in bestimmten Abständen die Benzinleitung aufgetaut werden mußte. Gerda Müller (bis 1959 hatte der ASK noch eine Frauenmannschaft) waren bei dieser Kältefahrt die Ohren angefroren ...

Natürlich gab es anfangs viele Schwierigkeiten. Daß sie alle überwunden wurden, zeugt vom guten Geist, der auch heute noch in der Mannschaft steckt. Da trainierten sie in dicken Wattekombinationen, weil sie im Winter keinen Stand hatten, der beheizbar war. Wettkampfmunition war knapp, oft entsprach sie nicht den Anforderungen.

„Doch unsere Trainingsergebnisse", so erinnert sich Hans-Joachim Mars, einer der Pioniere jener Stunde, „waren hervorragend. So gingen wir eigentlich zuversichtlich in den ersten Wettkampf ..."

„Das erste bekannte Schießen fand 1286 in Schweidnitz statt ... Beim Großen Freischießen von Zürich 1504 wurde mit der Armbrust auf 89,5 m geschossen."

(„Das Schießen mit der KK-Pistole")

Das erste bedeutende Schießen der Leipziger ASK-Sportschützen fand noch 1956 während des II. Deutschen Turn- und Sportfestes statt. „Wir gingen ein mit Pauken und Trompeten. Nur Genosse Franz (heute Trainer beim ASK) konnte seine Trainingsleistungen halten. Alle anderen schossen katastrophal." So Hans Mars über jenes „Freischießen" von Leipzig.

Aussprachen, Auseinandersetzungen und Überlegungen waren damals der Beginn einer wissenschaftlichen Trainingskonzeption. Wer die Schießsportler vor allem das Laufen — oder besser das genaue Schießen — lehrte, waren die sowjetischen Schützen aus Wünsdorf. Der erste freund-



Unterleutnant Christian Düring, Olympisches Schnellfeuer.

schaftliche Vergleich fand noch im Gründungsjahr statt. Bis 1959 verloren die Leipziger regelmäßig. Doch in dieser Zeit erlernten sie das Abc des Leistungsschießens. Die Hilfe des sowjetischen Sportklubs war fachlich und materiell zugleich. Mit seiner Unterstützung konnten die Waffen verbessert werden. Nur ein Beispiel: Die seit Jahren zum Weltniveau zählende DDR-Schnellfeuerpistole entstand auf diese Weise.
20 Klubvergleiche gab es zwischen dem ASK und dem SASK Wünsdorf (inzwischen Elstal). Eine feste Freundschaft zwischen Trainern und Aktiven beider Klubs hat sich entwickelt, auch über die Landesgrenzen hinweg nach Moskau zum dortigen Armeesportklub. Das erste „Lehrbuch für das Sportschießen" erhielten die Leipziger von den Moskauern.

„In Frankreich war der Schießstand von Gastienne-Renette bis zur Jahrhundertwende eine Pflegestätte des Pistolenschießens. Einer der erfolgreichsten Schützen war Winans, der zwei Jahre hintereinander die Duell-Meisterschaften gewann."

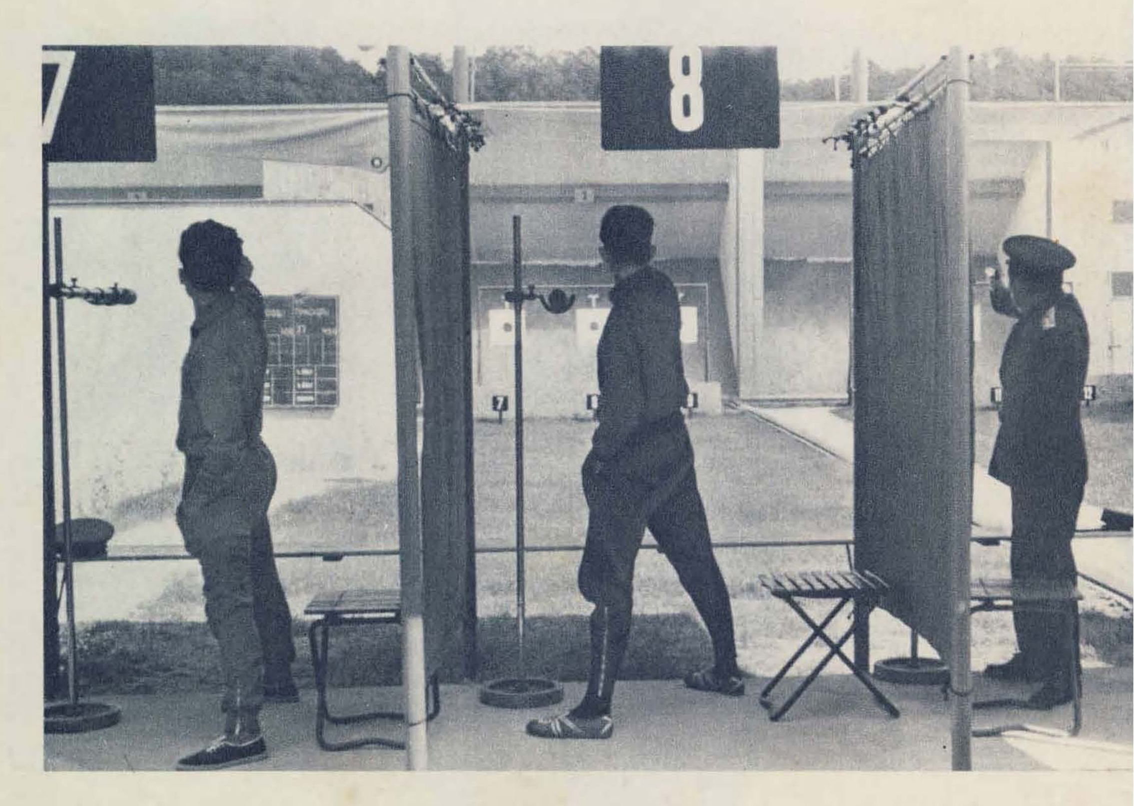
(„Die Kunst des Pistolenschießens")

Auch die Schützen des ASK Leipzig nehmen Pistolen in die Hand. Nicht um sich zu duellieren, das ist nicht mehr modern, sondern um „Zehnen" anzuvisieren. Besonders ruhige Hand bewies Horst Kadner, der vor acht Jahren in der Nervenschlacht der Olympiaausscheidung mit Westdeutschlands Bundesschützen eine Rom-Fahrkarte schoß und dann auf den italienischen Ständen von Rom-Umberto als bester DDR-Teilnehmer einen 8. Platz belegte. Zwei Jahre später krachten die Schüsse unterhalb der Pyramiden von Giseh. Einer kleinen Sensation bei diesen Weltmeisterschaften kam die Bronzemedaille der Großkaliber-Pistolenmannschaft Fichtner, Jakobi, Wehle (alle ASK) und Garreis (Dynamo) gleich. Gottfried Wehle bestand den Kampf unter der glühenden ägyptischen Sonne als Viertbester der Welt.
Als noch die Wurftaubenschützen Vizeweltmeister und die Gewehrschützen Bronzemedaillengewinner wurden, eilte der Ehrenpräsident der UIT Karlson (Schweden) spontan auf die DDR-Delegationsleitung zu, um zu gratulieren: „Ich freue mich sehr über

Oben rechts: Leutnant Werner Heyn, Gewehrschütze.

Unten rechts: Oberfeldwebel Hager reißt gleich seine Schrotflinte hoch, um die Tontaube im Flug zu treffen.

Unten: Bei den SKDA-Meisterschaften 1962 visieren Lothar Pinnig, Lothar Jacobi (beide ASK) und Tran Vanh (Vietnam) die Scheiben an.



euer Abschneiden bei eurer ersten Weltmeisterschaft."

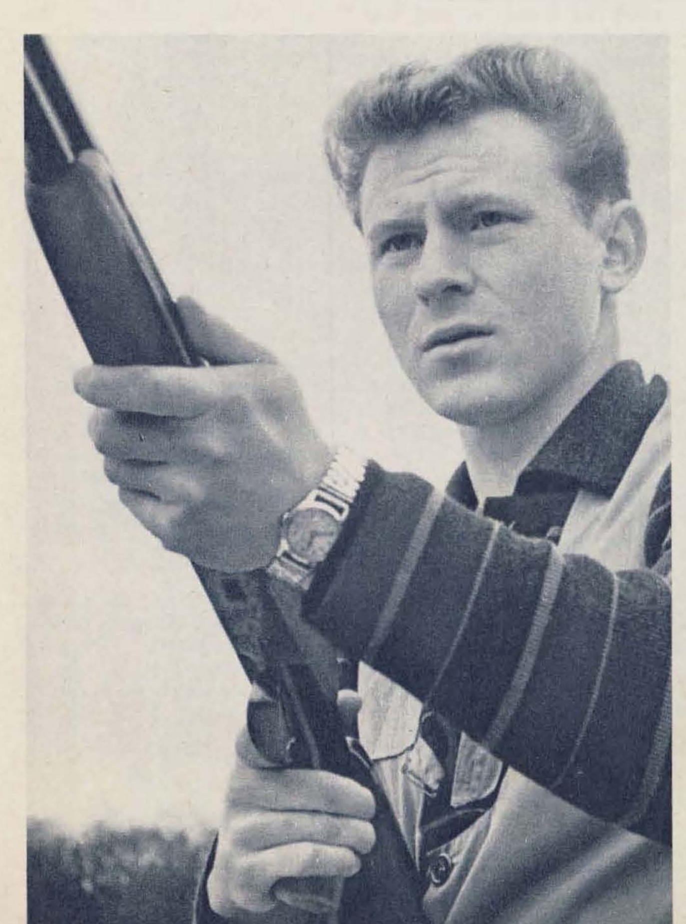
Auch die ASK-Männer im „Olympischen Schnellfeuer" hatten ihren internationalen Erfolg. Vier Jahre später bei den Welttitelkämpfen in Wiesbaden wurden Pinnig, Düring, Feller (alle ASK) und Dommrich (Dynamo) als Mannschaftsdritte mit „Bronze" geehrt.

In diesem Frühjahr konnte der Vizepräsident des DDR-Schützenverbandes und ASK-Klubleiter Oberstleutnant Polland einen eigenen, nach modernsten Gesichtspunkten gebauten Pistolenstand zum Wettkampf freigeben. Acht befreundete Armeen trafen sich zum „Internationalen Schnellfeuertag" in Leipzig-Markkleeberg. Gerhard Feller, mit 43 Jahren der älteste aktive Schütze der DDR, hatte den Anlagenbau geleitet.



„In England gab es Ende des 18. Jahrhunderts ... Medaillen oder Kunstgegenstände als Preise, und die besten Scheibenbilder wurden in ein ständiges Register eingetragen oder an der Wand eingerahmt."

(„Das Schießen mit der KK-Pistole")



Heute ist eigentlich die erstgenannte Methode bei Siegerehrungen noch üblich. Die Kleinkaliber-Gewehrschützen von Trainer Franz können immerhin darauf verweisen, die wertvollsten Metalle errungen zu haben. An einem Sonntag des Juli 1966 sorgten Hartmut Sommer, Günter Lange, Dieter Munzert vom ASK und Werner Lippoldt von der GST für eine nicht geringe Überraschung. Ausgerechnet in der schwierigsten Anschlagart, nämlich stehend, brachen sie als jüngste Mannschaft dieser WM 1966 den Weltrekord und wurden Weltmeister! Unterleutnant Sommer hatte die meisten Ringe für seine Mannschaft geschossen, was noch mit einer Bronzemedaille in der Einzelwertung honoriert werden konnte. ▶

„Das Wurftaubenschießen unterscheidet sich grundsätzlich von den Gewehr- und Pistolendisziplinen, da es sich um ein Schießen auf fliegende Ziele handelt."

(„Jagdliches Schießen")

Es ist ohne Zweifel die attraktivste Disziplin für den Zuschauer. Untertassengroße Tonscheiben werden durch federgespannte Wurfmaschinen in die Luft geschleudert und müssen vom Aktiven mit einer doppelläufigen Schrotflinte abgeschossen werden. Mit Tauben hat es also nichts mehr zu tun, und in der UdSSR wird diese Art von Schießen als „Wurftellerschießen" bezeichnet. Was wohl auch treffender sein dürfte.

Als 1957 die Wurftaubenschützen Raguse, Aßmus und Baltrusch beim ASK diese Disziplin aus der Taufe heben wollten, gab es in Leipzig keinen Grabenstand. Den bauten sie sich schließlich selbst, draußen in Bienitz vor den Toren Leipzigs. Heute steht dort eine hochmoderne Anlage, die durch den „Grand Prix" bereits internationalen Ruf erlangt hat.

Gerhard Aßmus, einst technischer Kaufmann, war einer der erfolgreichsten Wurftaubenschützen unserer Republik. An zwei silbernen Plätzen war er beteiligt – bei den Weltmeisterschaften 1962 und bei den Europameisterschaften 1963. Heute trainiert er die Jugend des ASK Leipzig, denen er sein Erfolgsrezept weitergibt: „Wir hatten den Willen, etwas zu erreichen, und wir schafften es auch. Der Wille ist letztlich ausschlaggebend."

„I. Olympische Spiele Athen 1896 (5.–15. April): Schießen, Militärgewehr 200 m: 1. Karasevdas, Pantelis (Griechenland)."

(„Die Olympischen Spiele der Neuzeit")

Olympisches Gold eroberten die Leipziger ASK-Sportschützen noch nicht, dennoch machten sie auf internationalen Schießständen von sich reden und erwarben sich und ihrem Klub Achtung und Ansehen. Viele von ihnen haben inzwischen Gewehr oder Pistole für immer in den Waffenschrank gestellt.

Oberstleutnant Horst Kadner wurde Politstellvertreter beim ASK Vorwärts Potsdam, Major Fichtner und Hauptmann Baltrusch Mitarbeiter der Verwaltung Körperertüchtigung und Sport. Die Genossen Vollmer, Borchert und Wagner leiten die ASK-Mannschaften Segeln, Radsport bzw. Eishockey. Hans-Joachim Mars, Gerhard Aßmus, Ernstfried Wätzold, Harry Franz und Klaus Skowronek sind Trainer geworden.

Junge Schützen haben ihre Plätze eingenommen. Sie kamen wie Werner Trübenbach und Rudolf Hager aus Einheiten der NVA oder wie Peter Kraneis und Klaus Petzold aus der eigenen Jugendabteilung. Viele Nachwuchsschützen haben in den Kinder- und Jugendspartakiaden ihre Bewährungsprobe mit Medaillen bestanden.

Und so bleibt für uns die Hoffnung, daß in einer späteren Auflage des Nachschlagewerkes über die Olympischen Spiele unserer Zeit auch der Name eines Schützen an erster Stelle stehen wird, der in der Mannschaft des ASK Leipzig entwickelt wurde.

OLYMPISCHES SCHIESSEN

FREIE KK-BUCHSE: Sie hat eine individuelle Schäftung, eine Handstütze und Dioptervisierung – deshalb der Begriff „frei". Entfernung 50 m, Zehnerringscheibe, Durchmesser der „Zehn": 12,4 mm. Die olympischen Disziplinen sind der Dreistellungskampf (je 40 Schuß liegend, kniend und stehend innerhalb von 6 Stunden) und 60 Schuß liegend.

FREIES GEWEHR: Im Unterschied zu den KK-Waffen (Kaliber 5,6 mm) ist diese Büchse großkalibrig (bis 8 mm). Es wird ebenfalls ein Dreistellungskampf (3× 40 Schuß) durchgeführt, die Entfernung beträgt hier 300 m.

FREIE KK-SCHEIBENPISTOLE: Das ist die schwierigste Pistolendisziplin, da auf eine Entfernung von 50 m geschossen wird. Die Schäftung kann nach der Hand des Schützen gearbeitet sein, darf aber das Handgelenk nicht stützen. Im Wettkampf werden 60 Schuß auf eine Zehnerringscheibe mit einem Durchmesser von 50 cm abgegeben.

OLYMPISCHES SCHNELLFEUER: Mit der KK-Pistole wird auf 25 m entfernte Silhouettenscheiben geschossen. Die fünf Scheiben erscheinen jeweils für 8, 6 bzw. 4 Sekunden. In dieser Zeit ist auf jede Scheibe ein Schuß abzugeben. Je zwei Serien von fünf Schuß entsprechen einem Durchgang. Es wird in zwei Durchgängen an einem oder zwei Tagen geschossen (insgesamt also 60 Schuß).

WURFTAUBENSCHIESSEN: Mit einer doppelläufigen Schrotflinte werden 100, 200 oder 300 Tontauben (Tonscheiben) beschossen. Diese werden aus einem 15 m entfernten Grabenstand von einer Wurfanlage in unbekannte Richtung bis zu 70 m weit herauskatapultiert.

Kein Feiertags-, sondern ein Arbeitsbesuch. Oberst Krupski begrüßt die deutschen Waffenbrüder zum Erfahrungsaustausch über die politische Arbeit in beiden Truppenteilen.



Tatsachen und Ereignisse aus zehn Jahren fester Freundschaft und enger Waffenbrüderschaft zwischen einem sowjetischen und einem deutschen Pioniertruppenteil notierte Hauptmann Gerhard Berchert

Kinder, wie die Zeit vergeht!

Wer noch die „Uralt-AR" vom Februar 1960 zu Hause hat, kann es auf Seite 5 des mittleren Bildteiles selbst nachlesen: „. . . die Verbindung zwischen diesen beiden Einheiten ist nicht nur eine Feiertagsangelegenheit, sondern hat bereits in der militärischen Praxis zu guten Erfolgen geführt und dem Truppenteil Fritzlar wertvolle Erfahrungen vermittelt."
Damals war gerade ein reichliches Jahr vergangen, seit die beiden Kommandeure ihren ersten gemeinsamen Plan aufgestellt hatten — auf einem Notizblatt A 7. Dann lernte man sich näher kennen, fand immer neue gemeinsame Interessen und vereinbarte immer umfangreichere Pläne. Der letzte — für das Jahr 1968 — war fünf Seiten lang. A 4, versteht sich, und nicht mehr A 7!
Ein besonderer Höhepunkt dieses Jahres war zweifellos die gemeinsame Begegnung zum 51. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Denn an diesem jährte sich zugleich zum 10. Male der Beginn der unmittelbaren Zusammenarbeit beider Truppenteile.
Wenn auch die Soldaten, die meisten Unteroffiziere und ein gut Teil der Offiziere inzwischen wechselten, die Freundschaft zwischen den Waffenbrüdern wurde fester, persönlicher, konkreter. Sie wurde Tradition — obwohl beide Truppenteile mehr als 50 km voneinander entfernt sind. Und so mancher von denen, die vor zehn Jahren schon dabeigewesen waren, mußte in den letzten Wochen mehr als einmal erzählen, wie es denn eigentlich so angefangen und sich entwickelt hat. Beispielsweise Oberstleutnant Fritzlar, Kommandeur des NVA-Truppenteils.
Als er vor zehn Jahren zum erstenmal über die Schwelle des „Nachbarn" trat, war das mit vielen persönlichen Erinnerungen verbunden. Denn er kannte die Kaserne! Wiederum zehn Jahre zuvor nämlich, hatte er mit freudigem Herzklopfen und vielen noch unbestimmten Erwartungen schon einmal die typischen langgestreckten Gebäude betrachtet. Mit einem Sammeltransport war er angekommen, um hier aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft entlassen zu werden.
Als er 1958 wiederkam, hatte sich äußerlich kaum etwas verändert: Der Posten in der erdbraunen Uniform, die grüngestrichene Umzäunung und die wie eine alte Bekannte von einem der Gebäude herübergrüßende Losung „Es lebe die Freundschaft des Volkes Deutschlands und Rußlands". (Übrigens kann man die inzwischen zwar etwas verblichene, aber trotzdem noch gut lesbare Losung bis zum heutigen Tag am roten Mauerwerk gegenüber dem Stabsgebäude wiederfinden.)
Auch er trug wieder eine Uniform — und doch war alles anders. Denn diesmal standen sich die Vertreter zweier verbündeter sozialistischer Armeen gegenüber, von der Natur der Sache her schon Freunde und Klassenbrüder.
Nun sind allerdings theoretische Einsicht und

persönliche Erfahrung bis zu einem gewissen Grade verschiedene Dinge. Und der Kommandeur des sowjetischen Truppenteils, Gardeoberst Krupski, gesteht freimütig, daß er sich sehr aufmerksam umsah, als er zu seinem ersten Besuch in das Objekt der Nationalen Volksarmee kam. Als erstes fiel ihm auf, wie jung doch die Offiziere waren. Offensichtlich keine „Ehemaligen" darunter. Immerhin, man müßte genauer wissen, woher sie kommen, wer sie sind.

Man besichtigte die Unterkünfte, den Pionierpark, ging auf den Schießstand. Und jeden, den er traf, fragte der Oberst nach allen Regeln der Kunst aus. Natürlich vergaß er auch nicht, sich überall nach den Ausbildungsnoten und den Schießergebnissen zu erkundigen. Er beobachtete das Auftreten der Soldaten, registrierte, wie und worüber Vorgesetzte und Unterstellte miteinander sprachen. Dann erst war er zufrieden.

„Seitdem bin ich vollauf überzeugt, daß wir uns immer gut verstehen werden", sagt der Oberst. „Und die Praxis hat das bestätigt."

Die Praxis – das sind nicht nur die schon traditionellen Begegnungen am 23. Februar, 1. März, 1. Mai, 7. Oktober und 7. November, nicht nur die gemeinsamen Sportwettkämpfe und Kulturwettstreite. Die Praxis – das sind auch militärische Vergleichskämpfe mit Waffe und pioniertechnischem Gerät. Wie die letzten, auf der Sturmbahn, im MPi-Schießen und auf der 3 000-m-Geländelaufstrecke ausgetragenen, zwar mit einem 2:1-Sieg der sowjetischen Pioniere endenden, aber allen etwas gebenden Wettbewerbe. Das sind Beratungen und Erfahrungsaustausche sowie gemeinsame Seminare mit Bataillonskommandeuren und Kompaniechefs, mit Politoffizieren, Partei- und FDJ-Sekretären, mit Hauptfeldwebeln ...

Unwillkürlich streicht sich Pionier Gerhard Senske über den Kopf, wenn die Rede auf den winterlichen KRAZ-Wettkampf kommt. Jedoch, die riesengroße Beule, die er sich holte, als Wolfgang Beyer, der Fahrer, mit seinem Groß-LKW über die Hügellandschaft der Panzerfahrstrecke holperte, ist längst wieder zurückgegangen.



Man könnte es mit einer Leistungsprüfungsfahrt vergleichen, was die zwei sowjetischen und zwei deutschen KRAZ-Besatzungen an diesem Februartag 1968 in Angriff nahmen. Als der Start freigegeben wurde, lagen fünfundzwanzig Kilometer vor ihnen – auf Wegen „wie an der Front", urteilten die sowjetischen Waffenbrüder. Und sie müssen's ja wissen.
„Als es den Hang hinauf ging, steil wie ein Berg, sahen wir nur noch Himmel vor uns und im Geist jenen P 3, dem es erst nach mehreren erfolglosen Versuchen gelang, da raufzuklettern. Wir schafften es schon im ersten Anlauf, und das war wichtig, denn die Stoppuhr lief ja!"
„Der größte Teil der Strecke war lockerer Sandboden", berichtet Genosse Senske weiter. „Man mußte sich im wahrsten Sinne des Wortes durchmahlen. ‚Opa', so nannten wir den Wolfgang unter uns, ‚ruderte' ganz schön. Vor allem, als wir auf den KRAZ-Weg kamen, gerade so breit wie unser Wagen, links 'nen Graben, rechts 'nen Zaun. Wir sind auch mal abgerutscht, fuhren aber doch Bestzeit: 45 min."
Kritisch wurde es dann noch einmal beim Radwechsel, der abschließenden Aufgabe. Im Umgang mit dem Vier-Zentner-Rad waren die sowjetischen Genossen schneller. Dennoch neigte sich die Waage in der Gesamtabrechnung zugunsten der NVA-Mannschaft. Vielleicht war es das Debakel vom 23. Februar, das sie angespornt hatte: Auf dem Wege zur Festveranstaltung ihrer Waffenbrüder anläßlich des 50. Jahrestages der Sowjetarmee verloren sie plötzlich große Mengen Öl, mußten „bauen" und deswegen die Geburtstagskinder warten lassen. Es war ihnen peinlich, gerade an solch einem Tag ...

Mit dem Zuspätkommen ist es überhaupt so eine Sache. Beispielsweise, wenn man neue Technik erhält, aber erst lange danach die Gebrauchsanweisungen.
So war es, als die BAT – eine moderne sowjetische Straßenbaumaschine – in den Fahrzeugpark des Truppenteils Fritzlar rollte. Mit fachmännischen Bemerkungen und anerkennendem Gemurmel begutachteten die Pioniere die schwere Zugmaschine, den breiten Planierschild sowie die übrigen – zum Teil völlig neuartigen Zubehörteile. Großartig, daß man von nun an diese neue, hochproduktive Technik zur Verfügung haben würde. Am liebsten wären vom Soldaten bis zum Oberstleutnant erst alle gleich einmal damit ins Gelände gezogen. Doch niemand kannte das Gerät.
Niemand? Das konnte doch wohl nicht stimmen. Wer sollte sich denn besser in der sowjetischen Technik auskennen als die sowjetischen Genossen?
Wenig später schon kam vom ja immerhin einige zig Kilometer entfernten „Nachbarregiment" ein ausgefuchster sowjetischer Spezialist, der die deutschen Genossen einwies, sie unterrichtete, wie man mit der neuen Maschine arbeiten müsse. Als die Vorschrift da war, lief die Ausbildung schon auf vollen Touren.
So war es mit der BAT, und so war es auch mit anderen neuen Geräten, die aus der Sowjetunion geliefert wurden.
Nun ist Freundschaft ja eine durchaus gegenseitige Angelegenheit. Also hielten auch die Genossen vom Truppenteil Fritzlar nicht mit ihren Erfahrungen hinter dem Berg, wenn sie den sowjetischen Waffenbrüdern helfen konnten.
„Mir hat beispielsweise ein gemeinsames Se-



minar über Fragen der Alarmbereitschaft viel gegeben", bestätigt Gardeoberst Krupski. „Dabei erhielten wir einige sehr nützliche Anregungen für die schnellere Alarmierung unserer Kompanien."
Als im vergangenen Jahr die Wehrpflicht in der Sowjetarmee auf zwei Jahre reduziert wurde, tauchten für den sowjetischen Kommandeur völlig neuartige Probleme auf. Er beriet sich mit den deutschen Genossen: „Wie macht ihr es, in kurzer Zeit vollwertige Soldaten auszubilden?" Viele gute Ratschläge und Erfahrungen konnte er daraufhin mitnehmen.
Im Laufe der Jahre hat sich ergeben, daß die Leitungen beider Truppenteile durchschnittlich einmal im Monat zusammenkommen, um aktuelle politische und militärische Probleme miteinander zu beraten.
Und die Soldaten? Sie würden gern öfter zusammentreffen; und sie bedauern, daß ihre Standorte so weit auseinanderliegen. Immerhin: acht- bis zwölfmal im Jahr haben jeweils fünfundzwanzig bis dreißig Mann beider Truppenteile die Gelegenheit, zu den Waffenbrüdern zu fahren und persönliche Kontakte zu knüpfen.
Es wurde schon oft geschildert, mit welcher Herzlichkeit und Begeisterung, mit wieviel international verständlicher Mimik und Gestik solche Soldatenbegegnungen zu verlaufen pflegen. Diesmal sollen uns einige der am häufigsten wiederkehrenden Gesprächsthemen zwischen Fedja und Lothar, Bernd und Wasja interessieren:
„. . . Choroscho Musikprogramm . . ."
„. . . und euer Borschtsch ist auch ganz große Klasse . . ."
„. . . warum immer Skat spielen . . .?"
„. . . Domino macht noch mehr Lärm . . ."
„. . . gut ist Disziplin bei euch . . ."
„. . . eure Kraftsportler machen uns ganz schön was vor . . ."
„. . . sehr gut, daß es keine alte Wehrmacht mehr hier gibt . . ."
„. . . und sehr gut, daß ihr hier bei uns seid!"
Aus seinen Erfahrungen beurteilt der sowjetische Parteisekretär diese Begegnungen: „Sie wirken sich sehr positiv aus, denn sie machen unsere Waffenbrüderschaft konkret und erlebbar. Vor allem stärken sie das Gefühl der unbedingten Verläßlichkeit aufeinander."
Zehn Jahre enger Zusammenarbeit sind vergangen — neue Pläne werden gemacht.
„Wir sollten künftig nicht nur Wert auf die politischen und militärischen Höhepunkte legen", meint Major Fiebinger, Politstellverteter im Truppenteil Fritzlar. „Für sehr wichtig halte ich es auch, die persönlichen Verbindungen zwischen unseren Familien weiter zu festigen."
Nun muß hier freilich hinzugefügt werden, daß sich die Familienangehörigen der Offiziere beider Leitungen schon längst keine Unbekannten mehr sind; denn gelegentlich traf man sich auch schon an persönlichen Festtagen. Und wenn Frau Fritzlar heute in der Lage ist, ihrem Mann eine erstklassige Soljanka auf den Tisch zu stellen, dann nicht zuletzt dank des Kochbuches, das ihr Frau Krupskaja zum Geburtstag verehrte.
Für die Zukunft ist nun aber schon von größeren Projekten die Rede. Von gemeinsamen kulturellen Erlebnissen wird gesprochen, von Wanderungen oder von gemeinsam zu verbringenden Wochenenden am See. Das wird sicher sehr sorgfältig geplant werden müssen, denn das militärische Leben hat ja seine eigenen Gesetze. Aber Genosse Fiebinger ist — wie übrigens auch die anderen Genossen — optimistisch.
„Viel größere Sorgen machen mir — was die persönlichen Verbindungen betrifft — die Sprachschwierigkeiten", erklärt er. „Doch andererseits: Wozu lernen unsere Kinder russisch? Das sollten wir mehr nutzen und auch sehen, wie wir am besten mitziehen!"
Major Kurze, der Stabschef, hat es in dieser Beziehung allerdings leichter. Er studierte in Moskau. Diesem Umstand verdankt er übrigens ein ganz besonderes Erlebnis. Es war zur Festveranstaltung anläßlich des 50. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution im Klub des sowjetischen Truppenteils: Plötzlich entdeckte Genosse Kurze ein ihn erstaunt und erfreut anblickendes Gesicht — ein ihm bekanntes Gesicht, das von Major Koschkin, eines Studiengefährten aus Moskau!
„Nikolai Wassiljewitsch, was machst du denn hier?" fragte der nicht minder verblüffte Stabschef.
„Bataillonskommandeur", meinte Koschkin. „Also, daß ich dich mal wiedertreffen würde, noch dazu in unserem Klub, das hätte ich wahrhaftig nicht für möglich gehalten!" Es gab tausend Fragen, tausend Antworten. Eine davon erscheint uns besonders bemerkenswert zu sein:
„Ich bin erst kurze Zeit hier", antwortete Major Koschkin auf die Frage, wie lange er denn schon im Truppenteil sei. „Aber ich habe schon jetzt das Empfinden, daß das Verhältnis zwischen euch und uns unbedingt in Ordnung ist. Ich wußte zwar, daß ich hier in der DDR Waffenbrüder finden würde; doch daß die Beziehungen so eng und so praxisverbunden sind, das habe ich nicht im entferntesten geahnt."
Ohne zu übertreiben kann man hier anfügen: Und so ist es nicht nur zwischen diesen beiden Truppenteilen.
Wir wählten ein Beispiel, das für viele steht; denn das herzliche, freundschaftliche Verhältnis vor allem zu unseren sowjetischen Waffenbrüdern gehört zur Nationalen Volksarmee wie die moderne Bewaffnung oder wie die Überzeugung von der Gerechtigkeit und Unbesiegbarkeit unserer Sache.
Diese Freundschaft wächst und erstarkt unablässig. Sie wird noch viele neue und umfassendere Formen entwickeln.
Und wenn diese „Armee-Rundschau" 11/1968 vielleicht einmal als „Uralt-AR" zum Vergleich mit dann aktuellen Formen der konkreten Waffenbrüderschaft herangezogen wird, werden wir wahrscheinlich wieder feststellen müssen:
„Kinder, wie die Zeit vergeht!"

ARMEE-RUNDSCHAU
11/1968

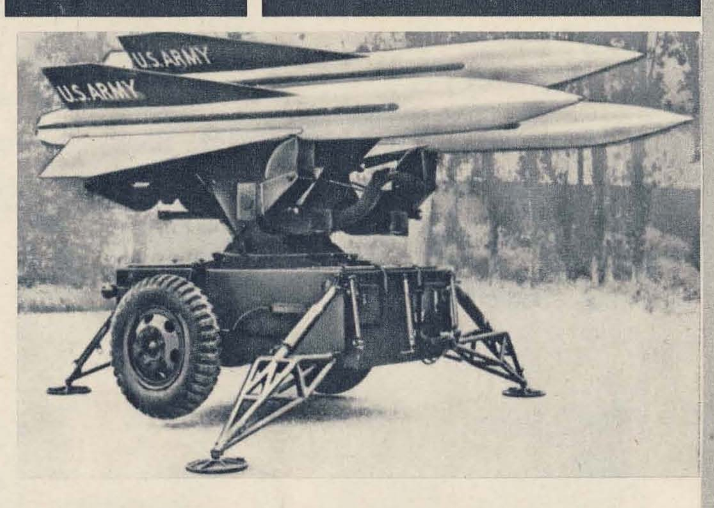
TYPENBLATT

RAKETENWAFFEN

Boden-Luft-Rakete HAWK (USA)

Taktisch-technische Daten:

Länge	5 100 mm
max. Durchmesser	360 mm
max. Spannweite	1 220 mm
Startmasse	543 kg
Brennschluß-geschwindigkeit	686 m/s
max. Reichweite	35 km
Flughöhe	0,03 . . . 12 km



Das Fla-Raketensystem „Hawk" dient in fast allen NATO-Armeen vor allem zur Tieffliegerbekämpfung im Rahmen der Truppenluftabwehr.
Im vorderen Rumpfsegment der Rakete befindet sich der Zielsuchkopf, der Bordrechner, der Kreisel und die Kraftversorgungsanlage. Zwischen Führungsgeräteraum und Triebwerk ist die Sprengladung eingebaut. Das Triebwerk besteht aus Start- und Marschstufe und arbeitet mit Festtreibstoff. Die Lenkung erfolgt nach einem halbaktiven Zielsuchverfahren, bei dem sich in der Rakete nur der Empfänger, der kommandogebende Sender hingegen in der Bodenstation befindet.
Eine Raketen-Batterie umfaßt zwei Feuereinheiten zu je drei Startrampen, von denen wiederum jede mit drei Raketen ausgestattet ist.

Die Batterie-Kommandozentrale erhält Informationen von einem Funkmeßgerät für größere Entfernungen und einem für tieffliegende Luftziele. Zu jeder Feuereinheit gehört ein Zielausleucht-Funkmeßgerät.

ARMEE-RUNDSCHAU
11/1968

TYPENBLATT

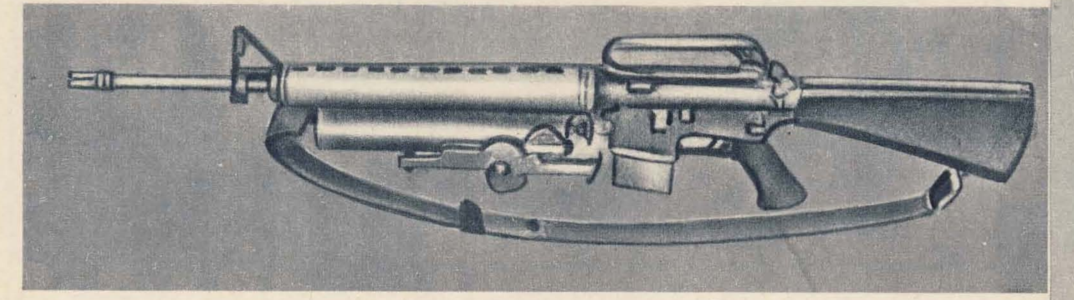
HANDFEUERWAFFEN

Gewehr M 16 (USA)

Taktisch-technische Daten:

Masse	
– ohne Magazin	2 800 g
– mit Magazin und 20 Patronen	3 140 g
– mit Zweibein und schwerem Lauf	3 470 g
Länge	985 mm
Kaliber	5,56 mm
Länge der Patrone	55 mm
Masse der Patrone	14 g
Masse des Geschosses	3,56 g
Fassungsvermögen der Magazine	20 oder 30 Schuß
Anfangsgeschwindigkeit	970 m/s
theor. Feuergeschwindigkeit	700 . . . 800 Schuß/min
Visierschußweite	bis 455 m

Das Gewehr M 16 ist vor allem in die Luftlande-, Luftsturm- und Marineinfanterieeinheiten der USA-Armee eingeführt. Mit ihm kann Einzel- und Dauerfeuer abgegeben werden. Aus dem Gewehr wurden ferner eine MPi, ein Karabiner, ein schweres Sturmgewehr mit Zweibein, ein sogenanntes Uberlebensgewehr, ein IMG, ein sMG und ein MG mit elektrischer Auslösung entwickelt. Das Gewehr und das schwere Sturmgewehr können mit einem Granatwurfgerät ausgestattet werden (s. Bild).



ARMEE-RUNDSCHAU 11/1968

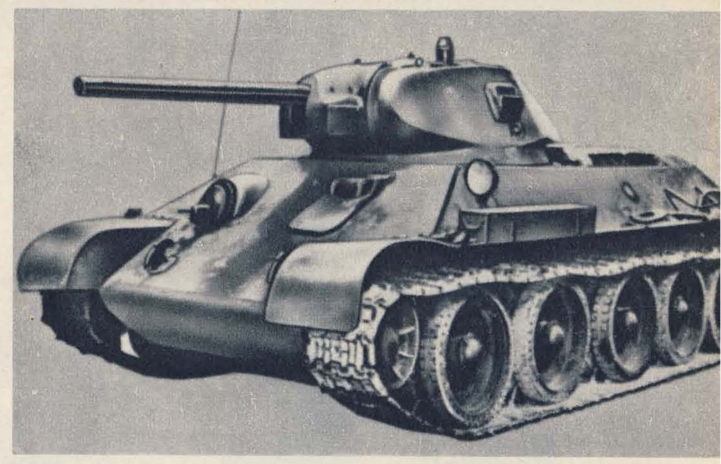
TYPENBLATT

PANZERFAHRZEUGE

Mittlerer Panzer T-34/76 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	26,3 t
Länge	5 920 mm
Breite	3 000 mm
Höhe	2 400 mm
Bodenfreiheit	400 mm
Besatzung	4 Mann
Höchstgeschwindigkeit	53 km/h
Fahrbereich	540 km
Steigfähigkeit	70 %
Kletterfähigkeit	900 mm
Watfähigkeit	1 120 mm
Uberschreitfähigkeit	2 500 mm
Bodendruck	0,64 kp/cm²
Bewaffnung	1 Kanone, 76,2 mm, 2 . . . 3 Maschinengewehre 7,62 mm
Panzerung	bis 75 mm
Motor	Zwölfzylinder-Viertakt-Diesel W-2/34, 500 PS bei 1 800 U/min



Der mittlere Panzer T-34/76 wurde 1939 in die Sowjetarmee eingeführt, bis zum Kriegsende mehrfach konstruktiv verändert und bis 1956 von den sozialistischen Armeen genutzt, zuletzt als Ausbildungsfahrzeug. Die angegebenen Daten entsprechen der Version von 1939. Er diente auch als Grundkonstruktion für den Flammenwerferpanzer OT-34, den Räumpanzer T-34/BTU, den Brückenlegepanzer T-34/MTU und die SFL SU-122. Der T-34/76 wurde vom T-34/85 abgelöst.

ARMEE-RUNDSCHAU 11/1968

TYPENBLATT

FAHRZEUGE

PKW P 3 (DDR)

Taktisch-technische Daten:

Eigenmasse	1 860 kg
Länge	3710 mm
Breite	1 950 mm
Höhe	1 950 mm
Nutzlast	700 kp
Sitzplätze	7
max. Anhängermasse	750 kg
Höchstgeschwindigkeit	95 km/h
Kraftstoffvorrat	124 l
Fahrbereich	540 km
Steigfähigkeit	65 %
Kletterfähigkeit	400 mm
Watfähigkeit	600 mm
Wenderadius	5,9 m

Der PKW P 3 wird in der NVA als Führungsfahrzeug sowie für verschiedene Sonderaufgaben eingesetzt. Er wird von einem Sechszylinder-Viertakt-Ottomotor OM6-35L angetrieben, der bei 2 407 cm³ Hubraum und 3 500 U/min 75 PS leistet. Das maximale Drehmoment beträgt bei 1 500 U/min 17 kpm. Der Motor ist wassergekühlt.




ORWO
Film

Die Brücke über die Beresina

Fortsetzung von Seite 13

bei. Der Scheinwerfer verlosch, und sanft auf den Wellen schaukelnd setzte der Baumstamm seinen Weg fort.
Ich tauchte wieder auf. Verfolgt wurden wir nicht. Hinter uns ragte die Brücke finster und drohend aus dem Wasser. Gleich mußte sie in die Luft gehen. Ich zog dreimal an der Schnur. Da tauchten auch Kolessow und Bodjukow auf, nur Rjasanow fehlte.
„Boris!" rief ich Bodjukow leise an, der auf der anderen Seite hinter Rjasanow schwamm. „Wo ist Wassja? Sieh mal nach, was da los ist!"
Bodjukow schoß nach vorn.
In diesem Moment wurde alles um uns her von rötlich-gelbem Feuerschein erhellt, als blitze es. Vom Knall der übermächtigen Detonation brauste es mir in den Ohren, und mein Kopf dröhnte nur so. Ich sah, wie über dem mittleren Pfeiler die Trägerränder erzitterten und wie die Eisenträger dann krachend ins Wasser sanken. Irgend etwas legte sich schwer auf unseren Baumstamm und zog ihn in die Tiefe. Von einem heftigen Schmerz im Nacken gequält, schrie ich dumpf auf und sauste ins Uferlose ...
Im Gras kam ich wieder zu mir, liegend zwischen dichtem Gebüsch. Der Regen hatte aufgehört. Irgendwo lugte ein Stückchen Himmelsblau hinter den grauen Wolkenfetzen hervor. Neben mir saßen Bodjukow und Kolessow. Als sie gewahr wurden, daß ich die Augen geöffnet hatte, beugten sie sich über mich.
„Na endlich!" sagte Kolessow mit einem Seufzer der Erleichterung. „Wir fürchteten schon, daß auch du ..." Als sei ihm etwas in die falsche Kehle gekommen, verstummte er und drückte krampfhaft meine Hand.
Ich versuchte den Kopf zu heben, doch der Versuch mißlang. Mein Hals war wie aus Holz.
„Und wo ist Wassja?" fragte ich mit widerstrebender Zunge.
Bodjukow schielte Kolessow kurz mit einem verstohlenen Blick an, sein Gesicht verzog sich schmerzlich. Kolessow senkte den Kopf und sagte mit einer Kopfbewegung seitwärts: „Da ist er ..."
Den Schmerz im Nacken mühsam überwindend, drehte ich mich langsam dorthin, wohin Kolessow wies. Rjasanow lag lang ausgestreckt unter einem Weidenbusch. Die Hände auf der Brust gefaltet, seine bleichen Wangen eingefallen, die blutleeren Lippen zusammengepreßt, mit spitzer Nase, die halboffenen Augen mit unbeweglichem, starrem, in den Himmel gerichteten Blick, lag er da. Er war jünger als wir anderen alle, und jetzt wirkte er ganz jugendlich, zerbrechlich, fast wie ein Knabe, schön und zärtlich wie er in seinem ganzen Leben gewesen war.
Mein Herz krampfte sich zusammen, ein Kloß würgte mich in der Kehle. Bodjukow, der bei unseren Einsätzen selbst Auge in Auge mit dem Tod immer forsch und kaltblütig blieb, rannen jetzt die Tränen über die Wangen. Kolessow biß sich auf die Lippen und knirschte leise mit den Zähnen.
„Wie ist es denn passiert?" fragte ich.
Bodjukow wischte mit der flachen Hand die Tränen weg und schnüffelte verlegen.
„Gleich zu Anfang hat es ihn getroffen ... Schon am Beginn der Aktion, mit dem MG. Eine Kugel in die Schläfe, eine zweite in die Brust ... Ich hatte ihn unterm Wasser schon gepackt, aber da kam die Detonationswelle ... Der Stamm drehte sich auf die andere Seite und begrub mich unter sich. Bloß gut, daß wir durch die Signalstrippe miteinander verbunden waren. Mit Kolessow zusammen haben wir dann erst dich zum Stamm gezogen, dann Wassja ..."
Wir begruben Wassja Rjasanow am Beresina-Ufer. In der Tasche seiner Feldbluse ließen wir den roten Tabakbeutel mit den blauen Kornblumen zurück. Also er hat ihn geschenkt bekommen, dachte wohl ein jeder von uns dreien.
Kolessow brach als erster das Schweigen. Er seufzte tief auf und sagte dann kaum vernehmlich: „Ja, eine traurige, schmerzliche Nachricht überbringen wir Galja ..."
Bodjukow murmelte achselzuckend: „Ich kann mir nicht mal denken, wie wir ihr das sagen werden ..."
Gegen elf Uhr gelangten wir an die Dnepr-Mündung. Galja war nicht am vereinbarten Treffpunkt. Wir warteten noch bis zum Abend, aber ohne Erfolg.
Zwei Tage darauf passierten wir die Hauptkampflinie und kehrten zu unserer Einheit zurück. Auch dort war Galja nicht zu finden. Keiner wußte etwas von ihr.
Erst eine Woche später fand sich Galja zur größten Freude meiner ganzen Gruppe ein. Sie wurde in das Lazarett gebracht, wo ich lag. Es stellte sich heraus, daß sie in jener Nacht, als sie zum Dnepr vorstieß, auf einer Waldschneise Partisanen begegnet war, die von einer Kradschützenabteilung der faschistischen Truppen verfolgt wurden. In einem Gefecht wurde Galja an der Brust verwundet und von den Partisanen in deren Stützpunkt gebracht. Nach einigen Tagen nahm ein Flugzeug sie mit ins „Mutterland", das der Partisanenabteilung Waffen und Munition lieferte.
Ich ging sogleich Galja besuchen. Sie fühlte sich noch schlecht, aber als sie mich erblickte, belebte sich ihr Gesicht. Mit vor Erregung kaum hörbarer Stimme sagte sie:
„Ich danke Ihnen, Genosse Ignatow!"
„Wofür, Galja?" fragte ich verwundert.
Sanfte Röte überzog ihre Wangen.
„Für jene Nacht ... Dafür, daß Sie mir die Möglichkeit gaben, von Wassja Abschied zu nehmen."
„Also weißt du alles?" stieß ich mühsam hervor.
Galja nickte stumm. Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer

KREUZWORTRÄTSEL

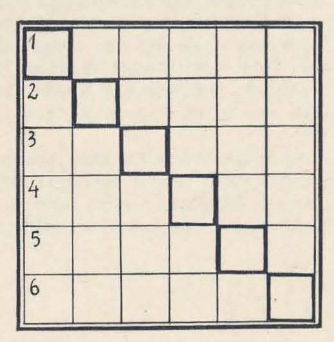
Waagerecht: 1. Staatenbündnis, 7. Sportart, 11. Nebenfluß der Rhone, 12. Gondellied, 16. angeblicher Erfinder des Bieres, 21. deutsches Mittelgebirge, 22. Künstlerwerkstatt, 25. Nachtvogel, 26. Grabsäule, 27. Berg bei Innsbruck, 28. männl. Vorname, 30. hess. Stadt nördl. von Fulda, 31. Brutstätte, 32. Theaterplatz, 33. Studentenmittagstisch, 36. Verwaltungskörperschaft einer Universität, 39. Blume, 42. Laubbaum, 43. Mädchenname, 45. Patronenzuführungsteil, 46. europ. Staat (Landessprache), 47. Land in Afrika, 48. Werkstoff, 50. Westeurop. Fluß, 52. Stadt in der RSFSR an der Sura, 55. Heidepflanze, 58. deutscher Schriftsteller („Die Ermittlung"), 61. südamerikan. Staat, 63. See in Nordamerika, 64. Teil der Turbine, 66. dickfleischige Pflanze, 68. Vogel, 70. Stromumformer (Kurzwort), 72. kunstvolles Lied, 74. hervorrag. deutscher Physiker, 76. forstwirtschaftl. Raummaß, 77. Stadt im Bezirk Rostock, 79. Maßstab, Prüfstein, 81. Tanzschüler, 82. Schmuckstück, Anhänger, 83. Spiegelteleskop.

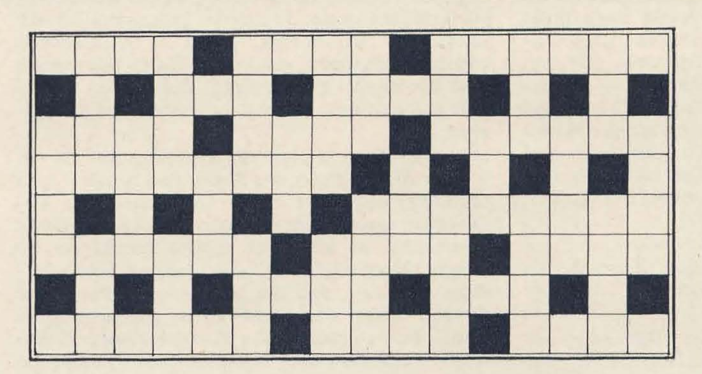
Senkrecht: 2. Nebenfluß der Wolga, 3. Gaststätte, 4. Fechthieb, 5. Fehllos, 6. Titelgestalt bei Schiller, 7. Vorrichtung zur Ausnutzung der Windkraft, 8. Wachszelle, 9. Wegemaß, 10. Straußenvogel, 12. Pelztier, 13. deutscher Strom, 14. Kampfbahn, 15. Bürde, 17. See in der Sowjetunion, 18. Währungseinheit, 19. Kondensationsform des Wasserdampfs, 20. Nebenfluß der Elbe, 23. Fluß zur Nordsee, 24. Staat der USA, 27. Nebenfluß der Donau, 29. Verteidigungsanlage, 34. Stockwerk, 35. griech. Insel, 36. landwirtsch. Gerät, 37. großer finn. Läufer, 38. Betonungszeichen, 40. Sultanserlaß, 41. Strom in Vorderindien, 42. phys. Arbeitseinheit, 44. tschech. Reformator, 49. ital. Währung, 51. Nebenfluß des Rheins, 52. Stadt der Olymp. Spiele 1924, 53. Jurist, 54. Monat, 56. Autor des Buches „10 Tage, die die Welt erschütterten", 57. Teil des Visiers, 58. Geldeinsatz beim Pferderennen, 59. See in Finnland, 60. norddt. Dichter, 62. ehem. mittelschwerer Reiter, 63. Zuchttier, 65. Fluß in der ČSSR, 67. Auszeichnung, 69. Sicherungsgerät für Schiffe, 71. Ostseebad, 73. Einhufer, 75. Autor des Fernsehfilms „Dr. Schlüter", 76. franz. kommunist. Schriftsteller, 78. Getränk, 80. männl. Vorname.

FULLRÄTSEL

1. vielseitiges Radbahnrennen mit Punktwertung, 2. Autor des Romans „Das Totenschiff", 3. Produktionsstätte, 4. gespaltener Sicherungsstift, 5. Gesamtheit der Schiffe eines Staates, 6. berühmte span. Flotte des MA. Bei richtiger Lösung ergibt die stark umrandete Diagonale den Namen für die kosmische Fernsehbrücke der Sowjetunion.

AAAAA B D EE FF III K LL MMM NNN OO P RRR S TTTT U V.





KREUZWORTRÄTSEL ZUM SELBSTBAUEN

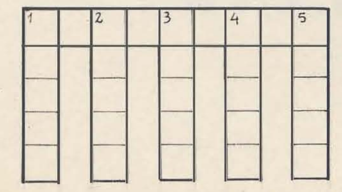
Die folgenden Wörter sind so in die Figur einzutragen, daß ein Kreuzworträtsel entsteht.
Ala – Alk – Bek – Ede – Ems – Eos – Eva – Ida – Ise – Gas – Rab – Rat – San – Tal – Ader – Ares – Aral – Asti – Atom – Ball – Eden – Elba – Hase – Inka – Kemi – Kern – Lack – Lena – Mali – Miro – Neon – Note – Renn – Oval – Ulan – Zola – Reiter – Relais – Reling – Trense – Division – Haubitze.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben ach – be – berst – bo – den – don – e – fechts – frei – ge – heit – in – ke – kra – man – nanz – o – ob – on – or – ra – sit – so – stand – stand – struk – tak – te – ter – ti – tik – tung – un sind elf Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Wasserfahrzeug der Pioniertruppen.
1. Mittel der Aufklärung, 2. Schutzanlage, 3. militär. Führungsstelle, 4. chem. Kampfstoff, 5. Führungsdokument, 6. Sprengstoff, 7. Flugkörper, 8. Kennwort für die Geländegängigkeit eines Fahrzeugs, 9. Dienstgrad, 10. Befehlsüberbringer, 11. Teil der Kriegskunst.

RÄTSELKAMM

1. Staat in Afrika, 2. Hauptstadt von Marokko, 3. Strom in Afrika, 4. Stadt in Nigeria, 5. Strom in Vorderindien. Nach Einsetzen der fehlenden Buchstaben ergibt die Waagerechte den Namen des weltberühmten Nationalparks in Afrika. Zu Verwendung kommen die Buchstaben: AAA B DD EEEE GGG II NNNN RR SS TT UUUU.

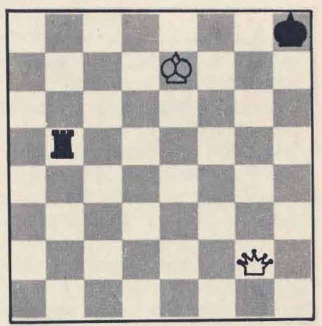


ZUM RECHNEN

Durch das Blätterdach eines einzelnstehenden Laubbaumes fällt Sonnenlicht und läßt am Boden kreisrunde Lichtflecke von 16 cm Durchmesser entstehen. Ein Aufklärer will in die Krone des Baumes klettern, um die Umgebung besser zu übersehen.

Vorher mißt er die Durchmesser der Lichtflecke und errechnet die Höhe der Baumkrone.
Für den Sehwinkel ε, unter dem die Sonne erscheint, wird als Mittel 32′ angenommen.
Wieviel m errechnete der Aufklärer für die Höhe der Baumkrone?

SCHACH



Matt in vier Zügen (G. Berg)

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 10/1968

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Feldwebel, 7. Altenburg, 11. Inber, 12. Autopilot, 16. Kassandra, 21. Adel, 22. General, 25. Esse, 26. Osten, 27. Peru, 28. Elbe, 30. Senat, 31. Ster, 32. Arie, 33. Klara, 35. Osaka, 38. Largo, 40. Amur, 41. Rost, 43. Ampler, 44. Drall, 45. Amboss, 46. Akte, 48. Opal, 50. Titer, 53. Roman, 56. Aruba, 58. Erek, 60. Ural, 61. Edgar, 63. Sana, 65. Tara, 67. Terni, 69. Elis, 71. Narbada, 73. Gera, 74, Karakorum, 76. Antarktis, 78. Union, 79. Fernfeuer, 80. Armstrong. – **Senkrecht:** 2. Emu, 3. Diode, 4. Emil, 5. Liter, 6. Abbe, 7. Arkal, 8. Emse, 9. Binse, 10. Rur, 12. Atomkraftwerk, 13. Tatra, 14. Pensa, 15. Oger, 17. Alba, 18. Assel, 19. Denar, 20. Aktionsradius, 23. Nuss, 24. Reck, 27. Perm, 29. Eros, 34. Rolle, 35. Order, 36. Alarm, 37. Arlon, 39. Arber, 40. Ara, 42. Tal, 47. Kies, 49. Agra, 51. Tiger, 52. Rerik, 54. Omar, 55. Arta, 56. Alter, 57. Unrat, 59. Kanu, 60. Uran, 62. Alaun, 64. Namur, 66. Adana, 68. Erker, 70. Sole, 72. Brie, 73. Gans, 75. Ale, 77. Inn.

SILBENKREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Riga, 3. Patrone, 5. Lima, 7. Ragusa, 8. Perle, 10. Longe, 11. Reling, 12. Risiko, 13. Samos, 14. Ida, 15. Amati, 16. Lasso, 17. Adler, 18. Rede, 20. Batumi, 21. Kabul, 22. Kandare, 23. Ralle. – **Senkrecht:** 2. Garage, 3. Pasaremos, 4. Neper, 6. Marokko, 9. Lerida, 13. Satire, 14. Isobare, 15. Afrika, 17. Admiral, 19. Dekan.

ZUM RECHNEN:

Zu überwinden sind der Hangabtrieb F_H und die Reibung kraft R. Es ist: G = Gewicht des Gegenstandes

$F_H = G \cdot \sin\alpha$

$R = G \cdot \mu \cdot \cos\alpha$

$\sin\alpha = \frac{1.05\ m}{2.10\ m} = 0,5$

$\alpha = 30°$

$F = G\ (\sin\alpha + \mu \cdot \cos\alpha)$

$= 150\ kp\ (0.5 + 0.2598)$

$F = 113,97\ kp$

FÜLLRÄTSEL: 1. Optik, 2. Osten, 3. Rotor, 4. Secam, 5. Fedin, 6. Tinko, 7. Taiga, 8. Unruh, 9. Orden. – Ostankino.

FLIESENRÄTSEL: 1. Helsinki, 2. Stolle, 3. Tomahawk, 4. Eisler, 5. Kamera, 6. Serenade, 7. Ressel, 8. Karelien.

SCHACH: 1. Dh3! Vier Steine, drei Tempi – und doch ein Problem!



SONNEBERG

Wenn du vor halb Zehn mit dem Zug eintriffst, erhältst du am Bahnhofskiosk noch nicht die neueste Tageszeitung, dafür erblickst du aber auf den Straßen Röckchen, die durchschnittlich eine halbe Hand breit länger sind als die Röcke anderswo. So findest du auf den ersten Blick bestätigt: Die Stadt liegt abseits der großen Verkehrswege.

Einst schrieb ein Thüringer Heimatdichter: „Drei Puppenköpfchen hab' ich mir mitgebracht, / aus Sonneberg. wo man die kleinen Puppen macht!"

Unser Grenzer. dem Sonneberg Garnisonstadt ist, wird diesen Vers aus dem Jahre 1900 vielleicht als Gegenwarts„lyrik" empfinden. Was für Puppen sonst sollte sich auch jemand aus Sonneberg mitbringen? Von den verehrten-begehrten großen „Puppen" kommt ja beim Tanz auf jeden Grenzer höchstens ein Drittel. Der Urlauberstrom verebbt eben bereits in der Nähe der Saalfelder Feengrotten. Aber dennoch: Sonneberg liegt zwar fast hinter dem Thüringer Wald. aber nicht hinterm Berge.

Das erfährst du auch. wenn du auf dem Neuen Rathaus im Stadtarchiv nach einem Stadtwappen fragst. Eben sei der Sekretär des Rates der Stadt dagewesen, der übrigens eine Frau ist. und habe ebenfalls ein Stadtwappen verlangt, allerdings das Reiterlein, und das sei doch gar nicht das echte Wappen.

Und so hörst du so ganz nebenbei,

daß der einst Furcht einflößende Wettiner Löwe, der das amtliche Wappen von Sonneberg (und auch von Meißen) ziert, heute nicht mehr besonders geachtet, ja kaum noch beachtet wird;

daß die Spielzeugindustrie, deren Symbol das Reiterlein seit Jahrhunderten in Sonneberg ist. noch immer ein wichtiger Industriezweig der Stadt ist;

und schließlich, daß die Stadt vielfältige Kontakte zu ihren Soldaten hat — zu dem Minenleg- und Räumschiff „Sonneberg", für das der weibliche Sekretär des Rates der Stadt das Reiterlein wünschte, aber auch zu den Grenzern in und um Sonneberg. Jede Kompanie habe ihren Patenbetrieb, hörst du, und bist so mit der Nase darauf gestoßen worden. daß zu den großen Betrieben der Stadt nicht nur der VEB „Picco" zählt, sondern auch ein Werk für technische Keramik, ein anderes für Werkstoffprüfmaschinen sowie der VEB „Stern-Radio". Über 50 Prozent aller beschäftigten Sonneberger arbeiten in der Industrie. Insgesamt ist der Export der Sonneberger Industrie in 10 Jahren auf das Sechsfache gestiegen. Hatte Sonneberg 1960 am Export des Bezirkes Suhl einen Anteil von 18.6 Prozent. so sind es heute rund 25 Prozent.

Mit dem Gefühl der Hochachtung steigst du wieder die Treppen des Rathauses hinab — und entdeckst auf einer Etage ein Modell der Kooperationsgemeinschaft Unterfeld. Ja, der Kreis Sonneberg ist auch der größte Landkreis im Bezirk. Noch vor nicht allzu langer Zeit weissagte mancher, daß die LPG in den Thüringer Bergen nicht die Spur einer Chance habe. Heute indes arbeitet die Kooperationsgemeinschaft Unterfeld zum Beispiel nach Plänen, die einen kühnen Ausblick bis auf das Jahr 1980 gewähren.

Um einen anderen Ausblick zu erhalten, spazierst du talaufwärts durch die sich immer mehr verengende Altstadt und steigst auf jenen Berg linkerhand. auf dem um 1200 die Burg Sonneberg gegründet wurde. Jener Heimatdichter hat seinerzeit gereimt:

„Vom Schloßberg grüß' ich die Hüttchen tief im Grund. / Wie Puppenhäuschen zierlich und spielzeugbunt."

Hüttchen (mit Fernsehantennen) bilden noch immer die Altstadt. Aber zwischen Altstadt und Bahn — talwärts und sich verbreiternd — steht längst eine neue Stadt. Und von jenseits der Bahn leuchten die neuen Häuser aus unseren Tagen herüber, nicht spielzeugbunt, sondern hell und licht und trotz der Entfernung nicht wie Hüttchen wirkend.

„Ihr Puppenköpfchen, o wie ihr rosig lacht", schrieb damals der Heimatdichter. Aber das Leben derer, die sie früher herstellten, war alles andere als rosig. Sonneberg mußte sogar amtlich zum Notstandsgebiet erklärt werden.

Die größte Not hat dann der Faschismus hinterlassen, eine Industrie, die für den Krieg produziert hatte und deshalb teilweise demontiert oder zerstört wurde; eine allgemeine Notlage. in der man um einige Fetzen Stoff feilschte oder sich bestahl. damit neue Puppen gefertigt werden konnten — von der seelischen Notlage in vielen Familien gar nicht zu sprechen.

1949. im Jahre der Gründung der DDR, beging dann Sonneberg hoffnungsvoll seine 600-Jahrfeier. Einen 620. Jahrestag feiert man im allgemeinen nicht. Aber Gründe dafür gäbe es in Sonneberg mehr als genug. *— th*



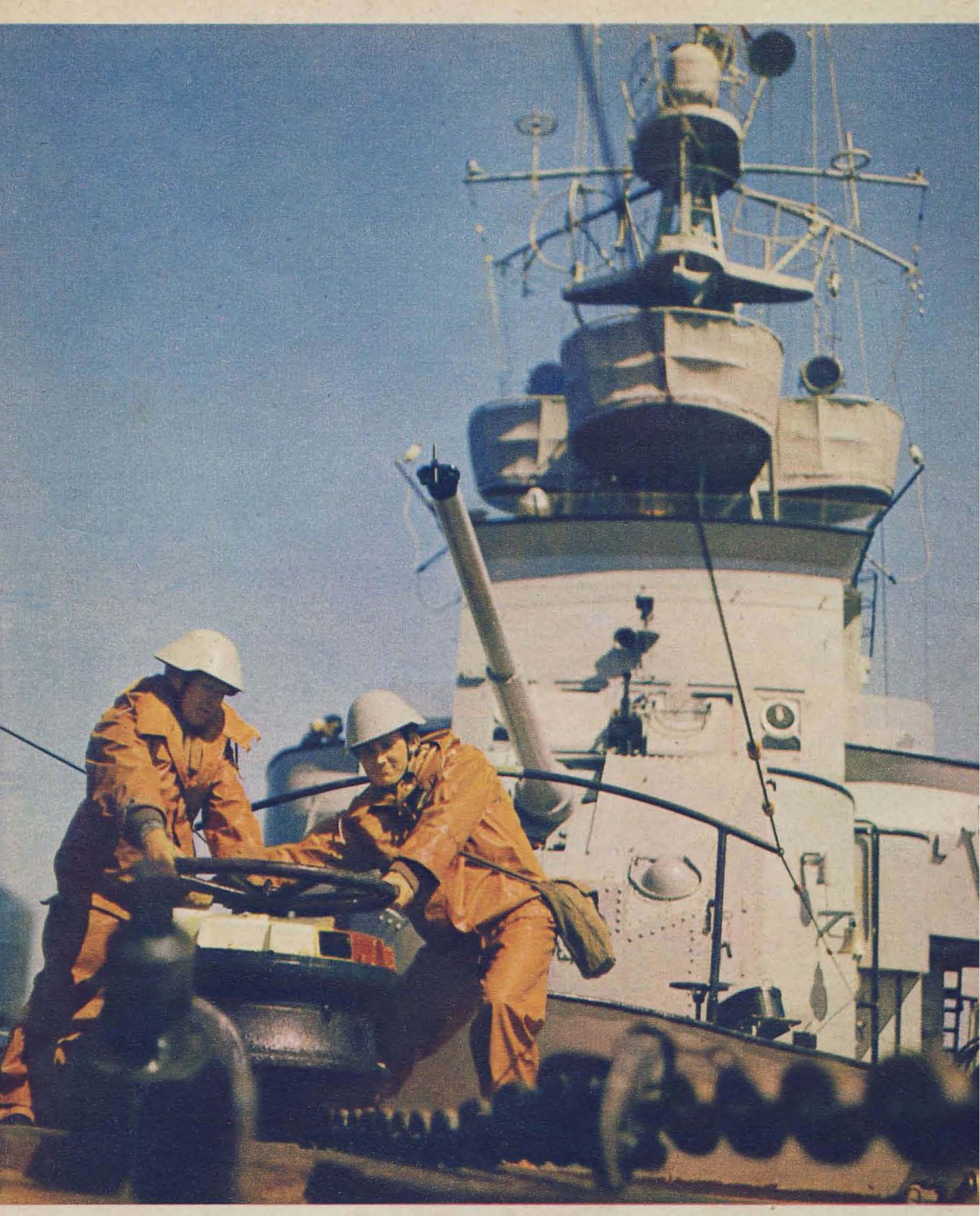




Moskauer Zeit im Fehmarnbelt

05.18 Uhr Moskauer Zeit wirft 30 Minuten westlich des 12. Längengrades das MLR-Schiff „Leipzig" Anker. Als Vorposten im diensthabenden System der sozialistischen Armeen bezieht es am Fehmarnbelt Position. Gewöhnlich schlagen die Uhren an diesem Längengrad eine andere Stunde. Die Uhr im Kartenraum ist der Ortszeit jedoch um zwei Stunden voraus. Der Obersteuermannsgast trägt das Ankermanöver unter der Moskauer Zeit in das Bordbuch ein. Alle Handlungen der im diensthabenden System vereinigten Kräfte werden nach dieser Zeit koordiniert; auch für das MLR-Schiff ist sie taktische Zeit.

Das Schiff legt sich im Seegang von einer Seite auf die andere. Auf dem Signaldeck geht Stabsmatrose Meier fröstelnd auf und ab. Die Juninacht war kalt. Auch jetzt, nach Sonnenaufgang würde er gern tiefer in seine Jacke kriechen. Auf dem Signaldeck zieht es immer. Sicher ist es für den Beobachter der beste Platz, sich selbst wünschte er jedoch einen anderen. Er tritt wieder an das Fernglas. Wie oft stand er schon dahinter? Alle Wetter erlebte er hier oben: Eis und Schnee, Sturm und Regen. Diese Erinnerungen lassen ihn sein augenblickliches



An der Ankerwinde.

Bei einem Vorpostentörn aufgeschrieben und fotografiert von Major Ernst Gebauer

Unbehagen vergessen. Er sucht den Horizont ab. Das Fernglas ist gut, es läßt ihn sogar noch Häuser an der dänischen Küste erkennen. Jetzt tuckern zwei Kutter in sein Blickfeld. Darauf füllt ein Tanker das Okular aus. Dann ist die Kimm wieder frei, leere See und Möwen.
Auf einmal stutzt er. Das kann doch kein Vogel sein. Aus dem Dunst löst sich ein dunkler Punkt. Genosse Meier muß genauer hinsehen. Auch die vierzigfache Vergrößerung hat ihre Grenzen. Ihm brennen die Augen. Der Morgendunst läßt die Umrisse des Fahrzeuges immer wieder verschwimmen. Ein Kriegsschiff?
Das Fernglas, an der Verkleidung des Signaldecks befestigt, macht alle Bewegungen des Schiffes mit. Auch wenn Meier die Augen noch so fest an das Glas preßt, es nutzt nichts, immer wieder verliert er das Ziel. Er drückt das Glas herauf und herunter, um die Schiffskrängung auszugleichen. Es gelingt nicht ganz. Und so konzentriert er sich auf die Einzelheiten, wenn das Ziel durch sein Blickfeld tanzt. Leise beginnt er aufzuzählen: „Ein Mast – Schornstein – Radarantenne – Heckaufbau..." Jetzt ist er sicher – ein Kriegsschiff! Über die Verkleidung des Signaldecks gebeugt, ruft er laut:
„Obersteuermannsgast – 230 Grad Backbord – U-Jäger Typ Thetis – neun Meilen – in Sicht!"
Wieder schaut er durch sein Glas. Die taktische Nummer fehlt ihm noch. Er beginnt zu lesen: „P – 6 – 1 – 1 – 4!" Nach jeder erfaßten Ziffer schaut er einen Moment zur Seite. Einzeln erkennt er die Ziffern besser. Meier hat gute Augen, aber neun Meilen sind eine große Distanz.
Könnte er das Ziel nicht näher herankommen lassen? Warum verläßt er sich auf die Augen, wenn das Schiff eine Funkmeßantenne im Mast führt? Gewiß, die Radarwellen übertreffen in der Reichweite das menschliche Auge um das Hundertfache. Sie bestimmen exakt den Standort eines Zieles, nennen präzise die Werte seines Kurses und die Geschwindigkeit. Das Ziel allerdings, Flugzeug oder Schiff, bleibt anonym. Was kann sich hier, in Tuchfühlung mit den NATO-Streitkräften, hinter einem flimmernden Punkt nicht alles verbergen? Ein harmloser Fischkutter ebenso wie ein Raketenträger. Darum gilt für den Vorposten die alte Weisheit: Wer den Gegner zuerst ausmacht, ist im Vorteil.
Während eines vergangenen Vorpostentörns, in einer stockdunklen Nacht, wollte man sie täuschen. Stabsmatrose Meier ging in die Wache auf dem Signaldeck, Funkmeßmaat Dobry saß am Radarschirm. Langsam bewegten sich die Impulse, reflektiert von einem auf dem nahen Schiffahrtsweg vermuteten Frachter, auf dem Schirm von Ost nach West und umgekehrt. Plötzlich drehte einer der fluoreszierenden Punkte in eine andere Richtung. Nach kurzer Zeit wechselte er erneut den Kurs und fuhr in ein Gebiet mit geringer Wassertiefe. Ein Frachter könnte dort nicht fahren. Sicher ein Fischereifahrzeug, vermutete der Maat. Auch Meier erkannte das Manöver des Fahrzeuges und machte es ebenfalls als Fischkutter aus. Die Lichter am Mast bestätigten das. Nach mehrmaligem Hinsehen kamen ihm jedoch Zweifel. Für einen Kutter war die Geschwindigkeit zu hoch. Immer wieder sah er durch das Glas und begann sein Puzzlespiel: „Ein Mast – flacher



◀ **Die Freiwache nimmt ein Brausebad. In der See zu baden, läßt die Gefechtsaufgabe nicht zu.**

Oben rechts: Der Zylinderkopf eines Hilfsdiesels versagte seinen Dienst. Während ein anderes Aggregat die Stromversorgung des Schiffes übernimmt, beheben die Maschinisten unter Leitung des Stabsmatrosen Hein den Schaden.

Unten rechts: Eine freiwillige Nachtschicht des Smuts. Maat Heine siedet Pfannkuchen für den sonntäglichen Frühstückstisch seiner Genossen.



Aufbau – Antennen – stark schäumende Gischt am Heck . . ."

„BG 3", ein Fahrzeug des Bundesgrenzschutzes, wollte sich, als Fischereifahrzeug getarnt, am Vorposten vorbeischleichen. Unerkannt wollte es in den Seeraum vor der DDR-Küste eindringen. Es scheiterte an den guten Augen des Stabsmatrosen.

Der U-Jäger kommt inzwischen näher.

Im Kartenraum hantiert Stabsmatrose Weiner mit Zirkel und Winkelmaß. Auf der Platte des Kartentisches tickt eine Stoppuhr. Der Obersteuermannsgast zeichnet Position und Kurs des U-Jägers in die Seekarte ein, während Matrose Wittig die Peilungen dazu nimmt. Die Stoppuhr mißt die Zeit zwischen den Peilungen. Geschwindigkeit, Position und Kurs von „P 6114" sind bereits errechnet, als der Signalgast weitere Einzelheiten über Bewaffnung und Ausrüstung mit Minen an den Hauptbefehlsstand meldet. U-Jäger und Vorposten trennen noch mehrere Seemeilen, als Weiner die Meldung an das Kommando der Volksmarine zum Funkraum gibt.



Noch behält der U-Jäger seinen Kurs bei. Er steuert auf die Hoheitsgewässer der DDR zu. Haben Weiner und Wittig richtig gerechnet? Stimmt ihr Einmaleins? Fünf Grad zuviel oder zuwenig an der Kompaßrose abgelesen, und die Einsatzschiffe der Volksmarine, die dem U-Jäger die Einfahrt in die DDR-Gewässer verwehren müßten, würden ihn um 50–60 km verfehlen. Was hat der Gegner vor? Die Besatzung kann keine erschöpfende Antwort geben. Doch sie hat ihn schon bei der Einfahrt in die Ostsee erkannt.

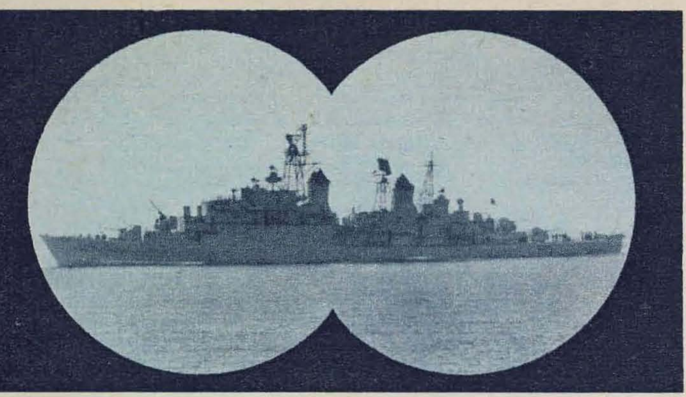
Dafür ist die Position hier günstig. Durch den Fehmarnbelt führt der kürzeste Weg von der Nordsee zur Ostsee. Das ist für die aggressiven Pläne der NATO von strategischer Bedeutung. Sie hat in den letzten Jahren die hier anliegenden westdeutschen und dänischen Häfen zu Flottenbasen ausgebaut. Ständig befindet sich ein Teil ihrer Schiffe in See.

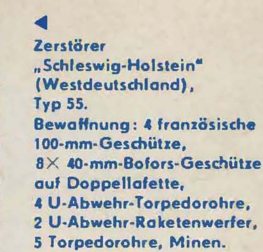
Am vierten Tag des Vorpostentörns jagt das Signal „Gefechtsalarm" durch die Decks und Kammern. Die volle Wache eilt auf die Gefechtsstationen. Scharf zeichnen sich die Umrisse eines westdeutschen Zerstörers ab. Er nähert sich von steuerbord.

„Anker auf!" befiehlt der Kommandant. Kaum sind die 50 Meter Ankerkette eingeholt, da stampft die „Leipzig" mit großer Fahrt durch die See. Der Zerstörer fährt schneller als das MLR-Schiff; er will so das Mitlaufen der „Leipzig" verhindern. Kurz entschlossen kreuzt Oberleutnant Prien, der Kommandant, den Kurs des Zerstörers, gelangt auf dessen Steuerbordseite und kann seine Waffensysteme aufklären. Wenig später ankert die „Leipzig" wieder auf der alten Position.

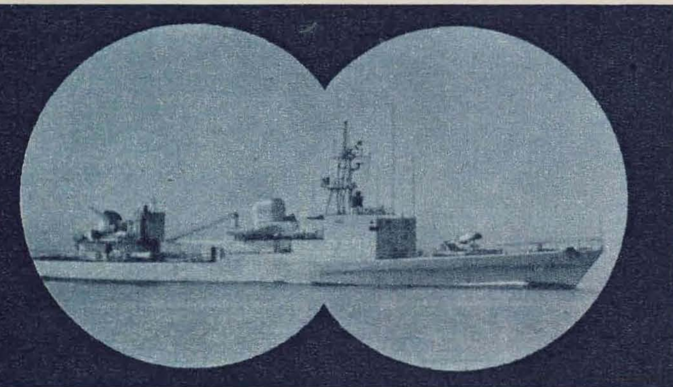
Ein Vorpostentörn dauert in der Regel eine Woche. Die Matrosen zählen jedoch nicht die Tage, sondern die Wachen. In vierstündigem Rhythmus wird abgelöst. Ihre Nächte sind ebenfalls nur vier Stunden lang. Mal ausschlafen können, das wird so zum begehrten Wunsch an Bord. Nicht nur auf dem Hauptbefehlsstand und auf dem Signaldeck, auch in der Maschine sind die Gefechtsstationen besetzt. Auf plötzlich notwendige Manöver muß das Schiff jederzeit vorbereitet sein.

Der „P 6114" und der Zerstörer „Schleswig-Holstein" sind nur zwei von den 32 NATO-Schiffen, die die Besatzung der „Leipzig" auf ihrem Törn ausmacht. Darunter befinden sich außerdem ein Truppentransporter, mehrere Minenleger und TS-Boote. 32 Schiffe der NATO im Ostseeraum stehen unter Kontrolle. ▶

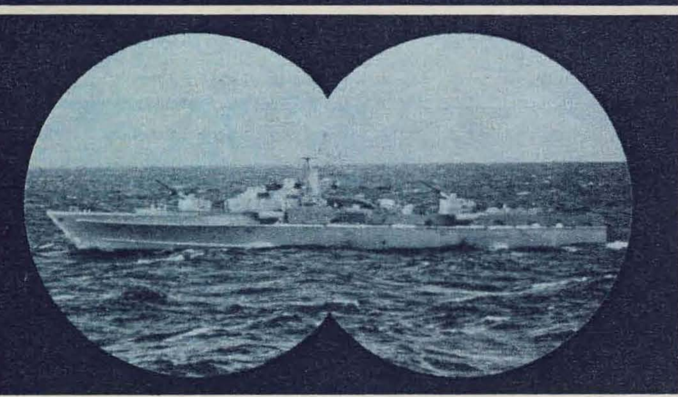




◀
**Zerstörer „Schleswig-Holstein“ (Westdeutschland), Typ 55.
Bewaffnung: 4 französische 100-mm-Geschütze, 8× 40-mm-Bofors-Geschütze auf Doppellafette, 4 U-Abwehr-Torpedorohre, 2 U-Abwehr-Raketenwerfer, 5 Torpedorohre, Minen.**



◀
**U-Jäger P-6114 (Westdeutschland), Typ Thetis.
Bewaffnung: 2× 40-mm-Bofors-Geschütze auf Doppellafette, 1 reaktiver Wasserbombenwerfer Typ Bofors, 2 U-Abwehr-Torpedos, 2 Torpedorohre.
Minen wurden nicht erkannt.**



◀
**Torpedoschnellboot P-6059 (Westdeutschland), Typ Jaguar. Bewaffnung: 2× 40-mm-Bofors-Geschütze und 4 Torpedorohre.
Minen wurden nicht erkannt.**

Auch die Anzahl, Typen und Manöver der NATO-Schiffe in einem bestimmten Zeitraum lassen Schlüsse zu über die Absichten des Gegners. Einzeln in die Ostsee eingefahren, könnten sich die Schiffe nachher zu Aggressionshandlungen vereinigen. Je früher der Vorposten den Gegner erkennt, desto wirkungsvoller werden die eigenen Gegenmaßnahmen sein.
Moskauer Zeit im Kartenraum des MLR-Schiffes „Leipzig“ – das ist nicht nur Ausdruck seiner Eingliederung in das diensthabende System der Warschauer Vertragsstaaten, es ist für die Besatzung auch Verpflichtung, unsere Seegrenzen zu jeder Zeit und Stunde zuverlässig zu sichern.

Im Kartenraum wertet Obersteuermannsgast Stabsmatrose Weiner die Beobachtungsergebnisse aus. Er führt die Tabelle der Schiffsbewegungen und zeichnet Kurs und Geschwindigkeit der Fahrzeuge auf ein Planschett ein. ▶





Stabsmatrose Meier als Beobachtungsposten auf dem Signaldeck. Je früher er ein Ziel auffaßt, desto größer ist die Zeit für die Aufklärung des Fahrzeugs durch die Besatzung.



HEFT 11
NOVEMBER 1968
PREIS 1 MARK

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Federowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiřl Blecha, Prag; Oberstleutnant Janusz Szymański, Warschau; Oberst Jossif Schaulov, Sofia; Oberstleutnant Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann Rudolf Kutas, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichlfor, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Bezug im nichtsozialistischen Ausland (einschließlich Westdeutschland und Westberlin) über den Internationalen Zeitschriftenhandel, den Deutschen Buch-Export und -Import GmbH, DDR, 701 Leipzig, Leninstr. 16, oder den Verlag. Bezug im sozialistischen Ausland nur über den zuständigen Postzeitungsvertrieb · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee" in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 5. September 1968

Fotos: Uhlenhut (9) Titel, S. 8, 39, 47, 48, 49, Rücktitel; Gründel (2) S. 3; Gebauer (17) S. 7, 14, 15, 16, 17, 88, 89, 90, 91, 92, 93; Archiv (16) S. 18, 21, 22, 23, 24, 28, 29, 43, 59, 60, 61, 80, 81; Semeniuk (2) S. 19, 20; H. Fiebig (1) S. 20; NVA/Ständige Ausstellung (5) S. 22, 23, 24, 25; Progreß (5) S. 30, 31, 32, 33, 42; Rosenberger (1) S. 34; Klöppel (2) S. 36/37, 41; Kolodziejski (4) S. 53, 54, 55; Zentralbild (2) S. 60, 87; Borkowsky (1) S. 64; Weidt (3) S. 71, 72, 73; Klar (1) S. 73; Privat (1) S. 75; MBD/Fröbus (1) S. 76/77.

TITELBILD: Fliegerabwehrrakete

Als Solistin des Fernsehballetts, dem sie seit vier Jahren angehört, ist Susan Baker den Lesern der „Armee-Rundschau" gewiß keine Unbekannte mehr. Im zurückliegenden Sommer gelang es der jungen Künstlerin, während der Schlagerrevue des Friedrichstadtpalastes die Herzen des tanzbegeisterten Publikums im Sturm zu erobern.

Alles an ihr ist Rhythmus, Temperament und hingebungsvolle Freude an der Bewegung. Susan Baker ist nicht Tänzerin von Beruf – sie ist es aus Berufung! Beachtliche Begabung und ebensolche Zukunftspläne lassen auf eine große Karriere hoffen.

In ihrer Geburtstadt Leipzig kam sie bereits mit fünf Jahren auf die Kinderballettschule.



STAR-Palette

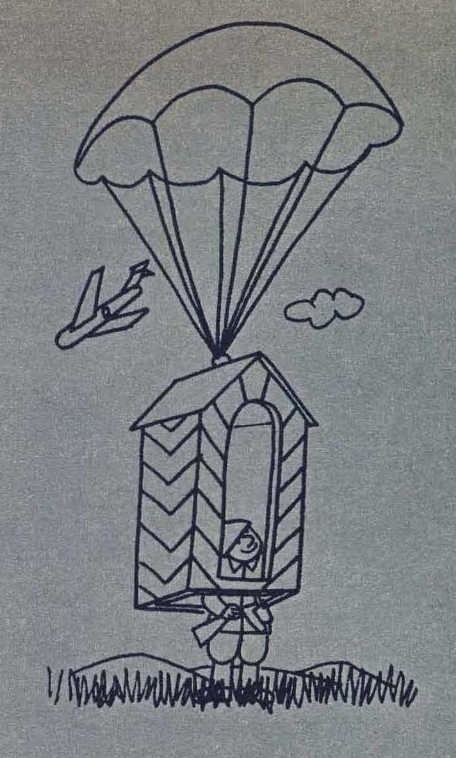
Dafür sorgte Susans Mutter, ehemalige Tänzerin aus Wien, die ihr Talent nebst einer gehörigen Portion des vielbesungenen Charmes der Donaustadt vererbt hat. Übrigens erwog man damals, ob Susans musikalische Begabung nicht auch einer Ausbildung wert sei – beides aber war vorerst zu viel, mit Rücksicht auf die Schulzeugnisse.

Ein Jahr, bevor Susan die Staatliche Ballettschule mit dem Diplom verließ, wurde Fernsehballettmeister Günther Jätzlau während einer Nachwuchssuche auf sie aufmerksam.

Inzwischen hat Susan auch ihre erste kleine Filmrolle gespielt. Im „Zoo-Bummel" war sie als tanzendes Mannequin auf dem Bildschirm zu erleben, und auch beim Modehaus Bormann ist sie begehrt. Seit kurzem nimmt die Ballettsolistin Gesangsunterricht. Die ersten Bandaufnahmen ihrer tiefen, rauhen Stimme liegen beim Funk. Ich sagte schon: Susan läßt noch mancherlei erwarten!

Helga Heine

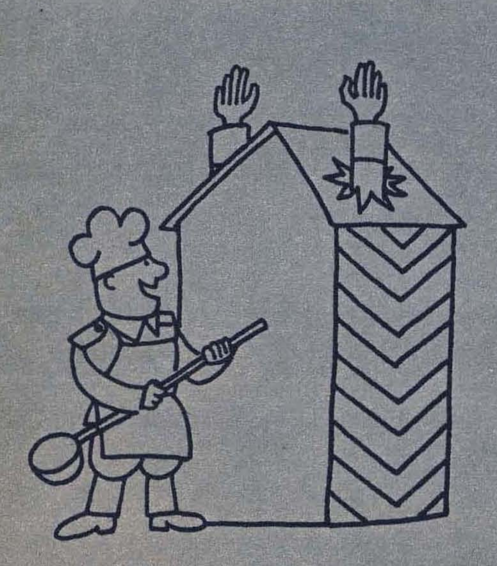


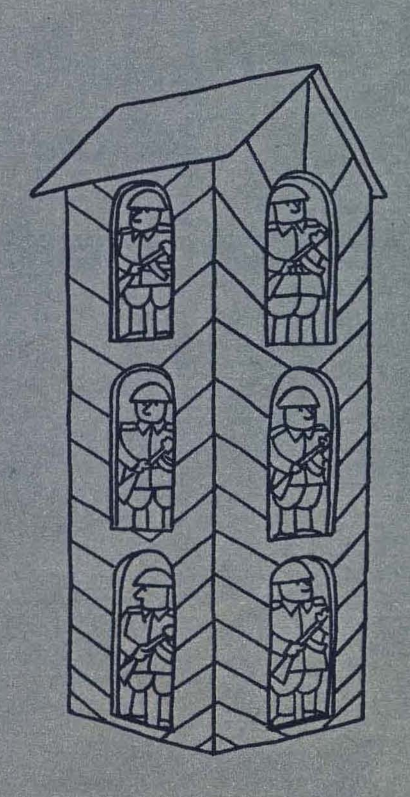




Schilderhäusler

gezeichnet
von
Paul Klimpke





31 036

